
Ludw. Ferd. Clauß : Rasse und Seele
Ludw. Ferd. Clauß
Rasse und Seele

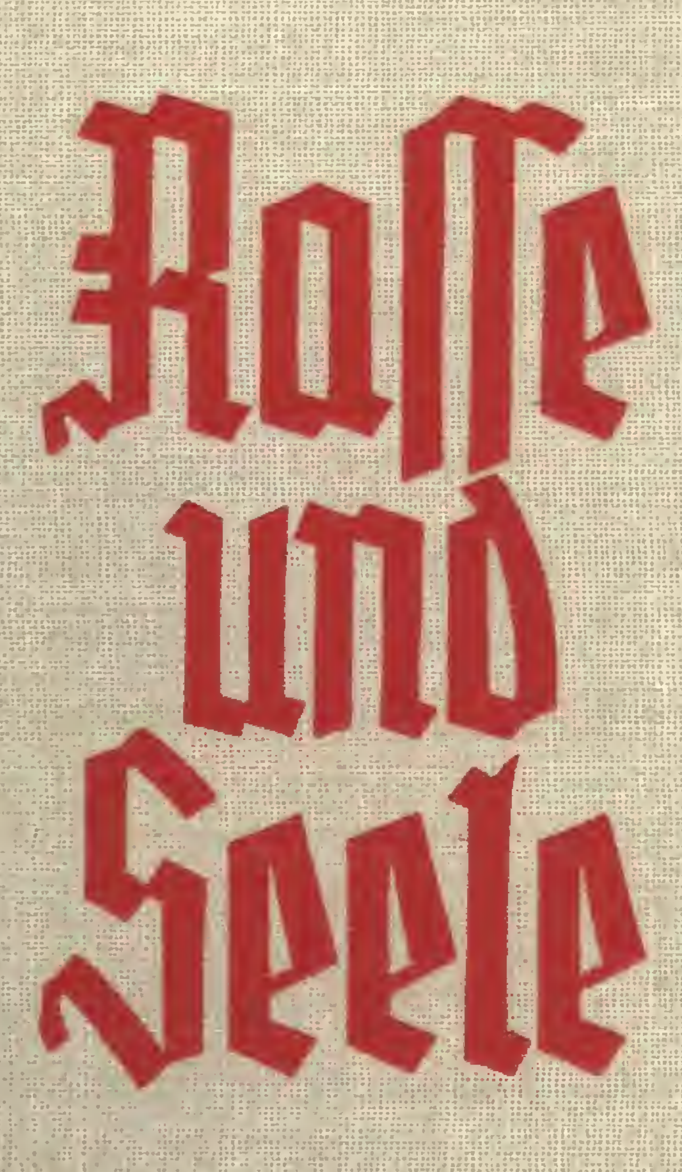
LUDWIG FERDINAND CLAUSS

# Rasse und Seele

Eine Einführung in die Rassenseelenkunde

Dieses Buch von L. F. Clauß hebt sich aus der Reihe der rassekundigen Bücher sehr heraus. Der Verfasser schreibt: »Rasse ist Gestalt, und jede Gestalt ist, was sie ist, durch ihren Umriß, ihre Grenze! Seelenkunde der Rasse ist Grenzforschung. Wer aber eine Grenze scharf erkennen will, muß auch das noch sehen, wovon sie ein Wesen abgrenzt: das also, was jenseits der Grenze liegt. Was wir deutsch und was wir germanisch nennen, ist nicht eine Rasse, sondern ein Bluts- und Gesittungsgefüge, das aus einem Zusammenspiel mehrerer Rassen besteht. Eine der Aufgaben unserer Wissenschaft ist es, den verwickelten Spielplan dieses Zusammenspieles zu ergründen. Hat jeder dieser Partner gleiches Recht, trägt jeder gleichviel bei zum Wesen der Deutschheit? Welche Rassen wirken durch ihr Blut im deutschen Volke und welche nur durch ihren »Geist«, durch die Vorbildkraft ihrer Werke? Und hat die Kraft dieser Vorbilder uns deutscher gemacht oder hat sie uns abgelenkt von unserem eigensten Wesen? Wo ist die Grenze, an der das deutsche Wesen aufhört, deutsch zu sein? – Das sind die Fragen, mit denen vor zwei Jahrzehnten unsere Forschung anhob und zu deren immer gewisserer Lösung auch dieses Buch ein Weg sein will.«

Ludw. Ferd. Clauß: Rasse und Seele



L. F. Clauß Rasse und Seele

# Rasse und Seele

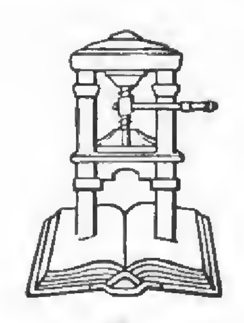
## Eine Einführung

## in den Sinn der leiblichen Gestalt

Von

Dr. Ludwig Ferdinand Clauß

Mit 176 Abbildungen



Büchergilde Gutenberg Berlin 1938

12. Auflage
59. bis 63. Tausend der Gesamtauflage


Druck von Kastner & Callwey, München. Printed in Germany

Dem Andenken meiner Mutter

# Vorwort zur dritten Auflage

In Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" lesen wir die Klage dieses erfahrenen Menschenkenners, daß es weder im Auswärtigen Amte noch am Hofe jemand gab, der mit der internationalen Psychologie hinreichend vertraut war. „Internationale Psychologie"? Bismarck meint damit eine psychologische Kenntnis der uns fremden Völker oder doch derjenigen Vertreter solcher Völker, mit denen ein deutscher Diplomat zu rechnen hatte. Meine Reisen im Ausland und meine Beobachtung deutscher Auslandsbehörden im Verkehr mit Vertretern fremder Völker haben mich belehrt, daß die Klage Bismarcks bis heute nicht weniger galt als damals. Die deutschen Auslandsbeamten (zumal der höheren Laufbahn) wurden wahrscheinlich in allem gewissenhaft vorgebildet, was ihr Fach verlangt, nur nicht in einem: im Verständnis der Menschen, auf die sie zu wirken hatten. Manch betrübliches Beispiel hiervon steht mir leider zu Gebote.

Wie aber stand es denn mit der nationalen Psychologie bei denen, die das Wohl des deutschen Volkes in ihrer Hand hielten? Unter nationaler Psychologie verstehen wir die Kenntnis der eigenen Volksart und des seelischen Gesetzes der Rassen, aus denen unsere Volksart gefügt ist. War den Lenkern des Staates der rassenseelische Aufbau zum Beispiel der einzelnen deutschen Stammestümer bekannt? Von der jetzt beendeten Herrschaft des Internationalismus in Deutschland kann dies schwerlich behauptet werden, doch dürfen wir darüber nicht die Sünden des Kaiserreiches vergessen. Warum wurde es im alemannischen Elsaß 40 Jahre lang versäumt, die deutschblütigen alemannischen Bauern bei ihrem Alemannentume zu fassen? Man hat ihr Deutschtum den Französlingen der Städte geopfert, weil man diese durch ein solches Opfer der wirklich deutschen Kräfte im Elsaß zu gewinnen und — deutsch zu machen hoffte. Wer aber die seelische Art des alemannischen

Bauern und die des Französlings gekannt hätte, der hätte einen anderen Weg gewählt. Der germanische Bauer kann Treue gegen Treue zahlen, der national entwurzelte, verwelschte Städter wird nur desto dreister, je mehr man ihn hätschelt. Bürokratisch mag es bequemer gewesen sein, Untertan gleich Untertan zu setzen, die Staatsbürger als Nummern zu behandeln nach irgendeinem bewährten (aber leider nur anderswo bewährten) Schema, das man für allgemeingültig hielt. Was herauskommt bei solcher schematisierenden Schreibtischregierung, das haben wir ja dann im Elsaß schmerzlich erlebt. Psychologische Einsicht gewinnt der Deutsche meistens dann, wenn es zu spät ist.

Diese schmerzliche Wahrheit hat am schmerzlichsten der Weltkrieg bewiesen. Kehren wir zunächst zur internationalen Psychologie zurück. Gegen Ende des Krieges war es, als die psychologische Überlegenheit unsrer Feinde sich grauenhaft enthüllte. Deutschland und seine Feinde bekämpften einander nicht nur im Felde, sondern auch an mancherlei anderen Fronten. Man rang um die Seelen der Neutralen. Und während Deutschland im Felde Sieg um Sieg gewann, erlitt es auf dieser Front sehr bald nur Niederlagen. Man verlachte sich selbst mit prahlerischen Scherzen: „Hier werden noch Kriegserklärungen angenommen"; aber viele Hunde sind eben auch des Löwen Tod. Dem Krieger steht eine solche Haltung an, dem Staatslenker nicht: was nützt es, im Felde tausend und abertausend Feinde zu schlagen, wenn man nicht fähig ist zu verhindern, daß unnötig immer neue zuwachsen? Norwegische Freunde sandten mir damals Flugblätter ins Feld, die das deutsche Auswärtige Amt in Norwegen hatte verteilen lassen. Da wurde mit logischen Gründen Deutschlands Unschuld beteuert. Die Neutralen lasen die Flugschriften und dachten dabei: „Wer sich entschuldigt, klagt sich an." All diese logisch-ethischen Sprüchlein wirkten wie die Rede des Brutus in Shakespeares Julius Caesar. Die Feinde aber — die hielten den Neutralen die Antoniusrede und hatten die Wirkung für sich. Brutus war Logiker und Doktrinär: was er an seinem Schreibtisch ausgeklügelt hatte, das trug er folgerichtig vor und errang damit eine Minute lang einen kleinen Achtungserfolg, denn die Masse fühlte sich geehrt, daß ein Mann von Stande so gelehrt mit ihr sprechen mochte. Antonius aber war ein Virtuos auf dem Instrument der Massenseele und wußte so darauf zu spielen, daß

aus den muffigsten Seelen noch der Funke sprang. Die Masse will nicht Logik, nicht Beweis, nicht Überzeugung, sondern sie will gepackt sein an ihren Trieben, ihren Leidenschaften: den guten und den schlechten. Dies wußten die Lenker des feindlichen Lügenfeldzugs: sie kannten die Seelen der Völker und hielten für jede dieser Volksseelen eine andere, genau auf sie verpaßte Antoniusrede. Ja sie hielten eine solche Rede sogar für Teile des deutschen Volkes selbst — und verfehlten nicht die Wirkung.

Mir liegt nichts ferner als dies: die englisch-amerikanische Lügenpropaganda hier als Vorbild zu empfehlen. Jedoch, man braucht nicht ruchlos vorzugehen wie diese, und braucht darum doch kein Stümper zu sein. Was aber den anderen in den Fingerspitzen liegt, das will bei den Deutschen seinen Weg durch Kopf und Auge nehmen; was bei anderen spürnasige Witterung ist, das will der Deutsche erst geklärt sehen durch ein lehrbares Denkgefüge. So bedarf der Deutsche mehr als andere Völker einer gedanklich geklärten, aber anwendbaren Menschenkunde, die zwar zunächst nur wissenschaftlich verfährt und nichts als strenge Formeln liefert, aber doch solche Formeln, die gleichsam als Gebrauchsanweisungen dienen beim Umgang mit Menschen, die nicht unserer Art sind. Was wir von uns fordern und für unser Volk erstreben, ist somit: eine Seelenkunde für die Hand des Praktikers, also auch des Politikers — womit jeder Deutsche gemeint ist, der im politischen Berufe mit Menschen zu tun hat. Das Wort „Politik" bedeutet uns hier: Volksgestaltung und Staatsgestaltung im weitesten und höchsten Sinne, aber auch Staatserhaltung, Volkserhaltung. Zu fruchtbarer Volksgestaltung bedarf es einer nationalen Seelenkunde der einzelnen deutschen Stämme, gegründet auf eine umfassende Seelenkunde derjenigen Rassen, die am deutschen Wesen gewirkt haben. Zur Volkserhaltung aber bedarf es sowohl einer nationalen wie einer internationalen Psychologie. Eine in diesem Sinne *nationale und internationale Seelenkunde* muß die verschiedensten Seiten des Seelenlebens erfassen, nicht nur die rassische, aber auch die rassische, und zwar vornehmlich diese.

Rasse ist Gestalt, und jede Gestalt ist, was sie ist, durch ihren Umriß, ihre Grenze. Seelenkunde der Rassen ist Grenzforschung. Wer aber eine Grenze scharf erkennen will, muß auch das noch sehen, *wovon* sie ein Wesen abgrenzt: das also, was jenseits der

Grenze liegt. Was wir deutsch und was wir germanisch nennen, ist nicht eine Rasse, sondern ein Bluts- und Gesittungsgefüge, das aus einem Zusammenspiel mehrerer Rassen besteht. Eine der Aufgaben unserer Wissenschaft ist die, den verwickelten Spielplan dieses Zusammenspieles zu ergründen. Hat jeder dieser Partner gleiches Recht, trägt jeder gleichviel bei zum Wesen der Deutschheit? Welche Rassen wirken durch ihr Blut im deutschen Volke und welche nur durch ihren „Geist", durch die Vorbildkraft ihrer Werke? Und hat die Kraft dieser Vorbilder uns deutscher gemacht oder hat sie uns abgelenkt von unserem eigensten Wesen? Wo ist die Grenze, an der das deutsche Wesen aufhört, deutsch zu sein? — Das sind die Fragen, mit denen vor zwei Jahrzehnten unsere Forschung anhob und zu deren immer gewisserer Lösung auch dieses Buch ein Weg sein will.

Unsere Grenze zu suchen ist unser vornehmstes Amt. Unsere Grenze gegen das Fremde aber ist zugleich die Grenze des Fremden gegen uns. Auch von drüben her soll diese Schranke nicht verhüllt und nicht umschlichen werden. Erhoffen wir als die beste Folge unserer Forschung die: daß deutsche Menschen nordischen Blutes sich außen und innen freimachen von allem fremden Vorbild, so soll doch auch das andere nicht verabsäumt werden: daß wir die Fremden freimachen vom nordischen Vorbild. Die Welt ist angefüllt mit Affen der Nordheit: wer Augen hat, dem begegnen sie auf allen Straßen. Der Stil des nordischen Leistungslebens greift um die Erde mit dem erbarmungslosen Werkzeug mechanischer Macht und zerstört alles artrechte Leben derer, die nicht Leistungsmenschen sind. Das bedeutet eine ruchlose Verletzung und Verwirrung fremder Artgesetze, und diese Verwirrung muß früher oder später notwendig rückwirken auf uns selbst und unsere nordische Welt. Wahrung der eigenen Art erfordert ein Wissen um die Art der Andern. Ein Werk der Wahrung und Entwirrung zu schaffen ist das Ziel unserer Arbeit.

Die erste Fassung des vorliegenden Buches wurde im Winter 1925/26 unter dem Titel „Rasse und Seele" herausgegeben. Darnach verweilte ich eine Reihe von Jahren im Ausland, zumeist in Vorderasien, um die Kenntnis einiger im Buche beschriebenen Rassen durch die Fülle des Mitlebens zu vertiefen und die Arbeitsweise ihrer Erforschung sich immer reicher bewähren zu lassen. Das Ergebnis war, daß jene erste Fassung mir nicht mehr

genügen konnte, als der Verlag mich 1928 aufforderte, die Neuauflage zu bearbeiten. Einen Teil des Stoffes wies ich meinem Buche „Die nordische Seele" zu, das ich später, gleich nach meiner Rückkehr, gleichfalls neu herausgab; was übrig blieb, die Darstellung zumal der beiden morgenländischen Rassen (des Offenbarungsmenschen und des Erlösungsmenschen), baute ich ganz neu auf. Auf Anregung des Verlages, der für das Neue im Buche einen neuen Namen wünschte, gab ich jener zweiten Auflage den Titel „Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker". Doch scheint mir dieser Namenswechsel unbegründet, denn die Grundlinie des Buches ist immer die gleiche geblieben, wennschon sie sich — mit dem Fortgang meiner Forschung — reicher entfalten durfte. Darum gebe ich mit der hier vorliegenden neuen Bearbeitung dem Buche seinen alten Titel zurück. L. F. C.

## Aus dem Vorwort zur zweiten Auflage

(Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker)

Vollständig neu ist der weitaus größte Teil der im vorliegenden Buche gebotenen Ausdrucksbilder. Während ich früher gelegentlich auch Bilder aus fremder Hand heranzog, haben meine Arbeiten mich nun belehrt, daß ich nur aus selbstgeschaffenem Bilderstoffe schöpfen dürfe (vgl. den Abschnitt „Stilwechsel im Ausdruck"). Die hier gezeigten Bilder sind — mit Ausnahme einiger zur Erläuterung des Stilbegriffes verwendeten Vergleichsstücke — sämtlich eigene Aufnahmen des Verfassers. Sie konnten aus einem Vorrat von mehreren Tausend solcher Aufnahmen für dieses Buch ausgewählt werden.

# Inhaltsverzeichnis

# Erster Teil: Rassenstile

## I. Der Leistungsmensch. Die nordische Rasse

(Dazu die Bilder 1—22)

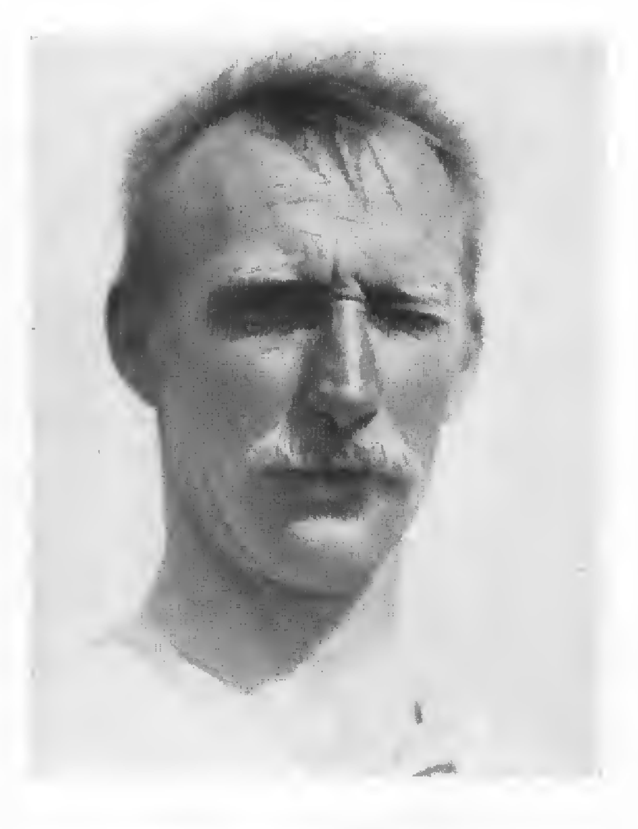
Wir führen zunächst auf den Bildern 1—22, die zusammen eine Reihe bilden, eine Anzahl menschlicher Gestalten, meist Köpfe, im Wechsel ihres Ausdrucks vor und vertiefen uns in das Stilhafte dieses Ausdrucks und der Gestalt, an der es erscheint. Der Sinn dieses Verfahrens wird sich im Gange der Untersuchung von selbst enthüllen und dann im zweiten Teile dieses Buches weiterhin geklärt und gerechtfertigt werden.

Bild 1 und 2: ein nordfriesischer Halligbauer. Die Aufnahmen sind in der schroffsten Mittagssonne gemacht, so daß Licht und Schatten hart gegeneinander stehen, fast ohne Übergänge. Es gibt Gesichter, die durch eine solche Beleuchtung entstellt werden, weil das harte Licht ihre wesentlichen Linien unterdrückt und die unwesentlichen hervorhebt. Anders hier: die harte Beleuchtung betont die scharfkantige Schmalflächigkeit, die deutlich zum Wesen dieses Antlitzes gehört und die besondere Weise seiner Ausdrucksfähigkeit bestimmt. Die Linien, die den Umriß dieser schmalen, scharf abgesetzten Flächen bestimmen, scheinen alle aus einem Punkte, der im Nacken liegt (vgl. Bild 2), hervorgeschleudert zu sein und in sich einen Drang zu bergen, der über die von ihnen begrenzte Gestalt hinausgreift. Es geht ein starker Schwung durch alle diese Linien: der Umriß des Schädeldaches holt vom Nacken her weit aus und schwingt sich flach und weit zur Stirne, brandet leicht auf in den Augenwülsten, stößt vor als Nasenlinie, bricht sich schroff in den zurückliegenden schmalen Lippen und stößt noch einmal wuchtig vor in der Linie des Kinns. Dieselbe Richtung, dasselbe Schrittmaß wiederholt sich in den Umrissen der inneren Flächen dieses Gesichtes,

z. B. in der jähen Kante zwischen Stirn und Schläfe (Bild 2). All diese Linien sind deutlich von einem einzigen Formgesetze, einem einzigen Stile bestimmt, den wir den Stil des Ausgriffs nennen könnten. Sie treten nicht minder klar hervor in den Linien des Rumpfes und der Glieder dieses Mannes: schlanke, ragende Straffheit, die schon in der unbewegten Erscheinung eine Bereitschaft zum Ausgriff und Angriff verrät.

„Angriff" soll hier nicht notwendig den kriegerischen Angriff bedeuten, sondern ganz allgemein: den Angriff der Gestaltung auf die Umwelt. Wer sich in die Haltung dieses Hauptes vertieft, der versteht, daß diese Haltung, wennschon sie nicht unbewußt ist — der Mann war im Augenblick der Aufnahme nicht frei von dem Bewußtsein, abgebildet zu werden —, doch keine künstlich angenommene, sondern eine aus dem formhaften Sinn dieser Erscheinung selbst entspringende Haltung ist. Sie drückt das Verhalten dieses Menschen zu seiner Umwelt aus. Als Einzelmensch betrachtet, ist von ihm zu sagen, daß er Besitzer eines kleinen Bauerngutes auf einer Hallig ist, das ihm aber nicht genügen kann, weil es ihn nicht voll beschäftigt. Damit soll nicht gesagt sein, daß er die Arbeit besonders liebe. Er würde sie getrost auch andern überlassen, wenn damit ein Gleiches geleistet wäre. Im Grunde treibt es ihn, sich einen Weg zu bahnen, der ihn verbindet mit der großen Welt da draußen und ihn also von dem engen Bereiche der kleinen Insel im Schlick und Wattenmeer befreit. So kommt es, daß er sich der Ruhe nie anders überläßt, als um Kräfte zu sammeln zu neuer Leistung. In der Zeit, die ihm seine bäuerliche Wirtschaft freiläßt, übernimmt er Deicharbeiten, weil er meint, daß ihn die Ruhe langweilt. Ein Herr über bedeutende Güter oder über Schätze der Bildung ist er durchaus nicht, aber „ein Herr" ist er dennoch in seinem kleinen Bereiche, auch als gewöhnlicher Deicharbeiter: das Herrentümliche liegt nicht in seiner äußeren Lebensstellung, sondern in seinem Wesen. Was er auch tun mag, er wird es immer irgendwie auf eine herrentümliche Weise tun, selbst wenn er dient als Knecht. Das Herrentümliche in ihm ist nur mit seinem Wesen selbst zerstörbar.

Wir sprachen hier von diesem Einzelmenschen, dem „Individuum", das uns zwei Bilder zeigen. Aber die geschilderten Züge betreffen nicht allein diesen Einzelmenschen. Sie finden sich — in jeweils besonderer Abwandlung — auch auf den folgenden Bildern dieser



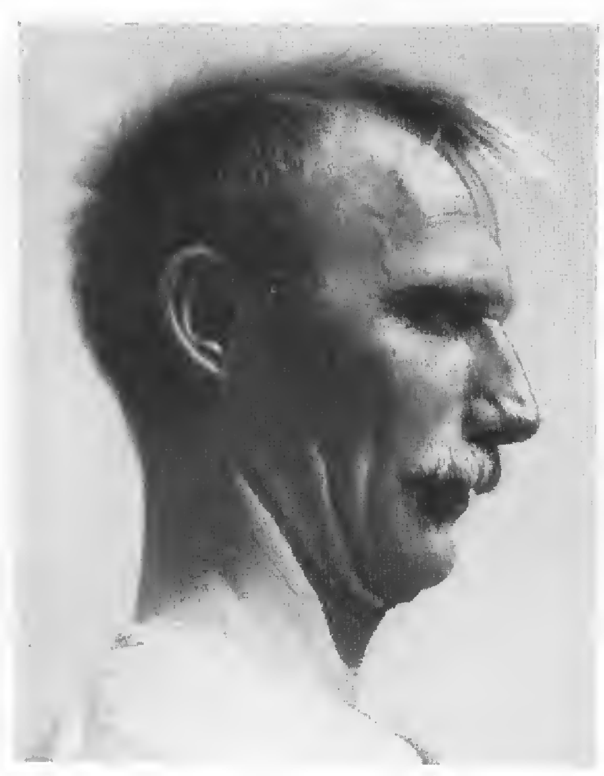


Bild I/2: Nordfriesischer Bauer und Arbeiter. Leistungsmensch, nordische Rasse. Scharfkantig-schmalflächiges Antlitz. Im Seitenumriß ausholende Hinterhauptslinie, vorstoßende Linien des Gesichtes. Haltung eines Menschen, der immer bereit ist zum gestaltenden Vorstoß in die Welt.





Aufn. Dr. Krause-Skaisgirren.

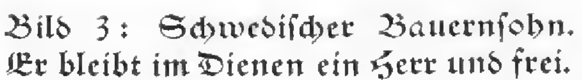


Bild 3: Schwedischer Bauernsohn. Er bleibt im Dienen ein Herr und frei.

Bild 4: Ostpreußischer Fischer von der Nehrung. Leistungsmensch.

Reihe wieder. Bild 3 zeigt das Antlitz eines Mannes, der seiner Stellung nach tatsächlich ein Knecht ist: er ist ein schwedischer Kleinbauernsohn, der als Hausknecht dient in einem Gasthof der schwedischen Westküste. Kein Mensch, der es nicht vorher weiß, wird in diesem Antlitz den Hausknecht erkennen. Dieser Mann verfügt nicht über irgendwelche besonderen Gaben des Geistes oder des Gemütes oder Leibes, auch richtet sich sein Streben nicht besonders hoch, er ist „Durchschnitt". Aber jeden Dienst, den sein Brotherr von ihm verlangt, wird er so tun, als ob der Auftrag von ihm selbst ausginge, und das bedeutet: er wird ihn so gut wie möglich tun, um vor seinem eigenen Urteil damit bestehen zu können. Irgendeine besondere Dienstbeflissenheit eignet ihm nicht, sein Brotherr hat keinerlei persönliche Macht über ihn. Er tut, was er tut, als eine Leistung, für deren Vollkommenheit er verantwortlich ist vor sich selber. Würde sein Dienstherr etwas von ihm fordern, das in seinen Augen nicht recht ist, so würde er's verweigern: ohne besonderen Gefühlsaufwand, aber mit selbstverständlicher Bestimmtheit. Er kann niemals „ein Knecht" sein im schlechten Sinne dieses Wortes: er bleibt im Dienen ein Herr und bleibt im Dienen frei.

Ein gleiches Wesen, auf höhere Stufe der Verantwortung gehoben und mit reicherem und gewichtigerem Inhalt, spricht aus dem nächsten Bilde (5). Es zeigt das Antlitz eines Schiffsbaumeisters holsteinischer Herkunft, der nicht Besitzer, aber Leiter einer kleinen Schiffswerft an der deutschen Küste ist. Die Aufnahmen sind ohne Wissen des Abgebildeten gemacht (wenn auch, wie sich versteht, nicht ohne seine grundsätzliche Einwilligung). Sie zeigen ihn mitten im Dienste, d. h. in schiffsbautechnische Berechnungen vertieft, die er in Gesellschaft des Verfassers auf Veranlassung eines Dritten anstellte. Es handelte sich nicht um einen wichtigen Auftrag, sondern mehr um eine beiläufige Erwägung, aber auch diese wurde mit schlichter Sachlichkeit, mit unbedingter Zuverlässigkeit erledigt. Denn einem Menschen dieser Art wird alles, auch das Beiläufige, zur Leistung.



Bild 5: Schiffsbaumeister aus Holstein. Nordischer Mensch „im Dienste". Auch der unwichtige Auftrag wird ihm zur sachlichen Leistung.

Setzen wir in Gedanken den Kleinbauern und Deicharbeiter der Bilder 1 und 2 an die Stelle des Schiffsbaumeisters auf Bild 5, so ergibt sich: er würde als der so und so gewordene, wie ihn die Bilder zeigen, diese Stelle nicht ausfüllen können, da ihm die Vorkenntnisse fehlen, die dazu nötige Ausbildung und Erziehung, kurz, alles das, was von außen an einen Menschen herangebracht, oder besser: was durch Einwirkung von außen in ihm geweckt werden kann, wenn es als Anlage bereitliegt. Hierin also sind die beiden Menschen verschieden. Und sie mögen außerdem in vielen seelischen Eigenschaften verschieden sein: der eine ist mehr heiter und witzig veranlagt, rasch zugreifend und jäh, der andere ist mehr besinnlich, abwägend usw. Wäre der Friese aber, statt in dem engen Bereiche

einer „Warf", d. i. eines Halligshofes, mit geringer Wissensbildung aufzuwachsen, als Kind auf eine solche Lebensbahn versetzt worden, wie jener andere sie ging, so wäre er nicht nur zum gleichen Ziele gelangt (denn an gutem Verstande mangelt es ihm nicht), sondern er würde seine Stelle auch in der gleichen Weise versehen wie jener. Denn dies ist ja eben jene Weise, in der auch er selbst tatsächlich in seinem kleineren Bereiche wirkt. Ob als Deicharbeiter, als Bauer, als Knecht, als Leiter einer Schiffswerft, als Kaufmann, als Beamter, als Soldat, Minister, König — verschieden wäre die Beschäftigung, und zu mancher würde sein einzelmenschliches Format und seine Begabung nicht genügen, in jeder aber würde er die gleiche Weise des Wirkens entfalten: in jeder wäre er ein Leistender unter eigener Verantwortung, der nicht ruhen kann, ohne daß er sein Bestes tat, und dem — auch wenn er sich rücksichtslos der Faulheit hingibt — die Ruhe im Grunde nichts bedeuten kann als ein Kräftesammeln zu neuer Leistung.

Und setzen wir in Gedanken den Werftleiter auf Bild 5 an die Stelle des Arbeiters auf Bild 1 und 2, so ergibt sich: so, wie er nun ist, könnte jener sich mit dem Aufgabenkreis eines einfachen Handarbeiters und Kleinbauern nicht mehr begnügen, weil die durch Ausbildung in ihm geweckten Kräfte nun einen weiteren und höheren Bereich erheischen. Er müßte sich dort beengt, mißbraucht, unausgenutzt erscheinen. Doch, wäre er in jenen engern Kreis hineingeboren worden und darin erwacht, so würde er sich dort in gleicher Weise verhalten, wie jener andere tatsächlich tut. Denn beide sind aus dem gleichen Holz geschnitzt, ihr Gesetz des Verhaltens, ihre Weise des Erlebens, ihr seelischer Stil ist der gleiche. — Ähnliches gilt von dem schwedischen Hausknecht auf Bild 3 und 4. Auch er unterscheidet sich von jedem der beiden anderen nicht nur durch seine Beschäftigung, sondern auch z. B. durch seine geringere Verstandesbegabung und Tatkraft — also durch Eigenschaften —, nicht aber durch den seelischen Stil.

Wenn wir die Begriffe überschauen, mit deren Hilfe wir das Wesen der bisher betrachteten Gestalten zu erfassen suchten, so ergibt sich, daß diese Begriffe von unter sich verschiedener Art sind. Die einen — wie Zuverlässigkeit, Sachlichkeit, Verstandesbegabung, Tatkraft — sind Eigenschaftsbegriffe, die in unseren Beschreibungen dem Einzelmenschen zukamen, dem Individuum. — Die



Bild 6: Kaufmann märkisch-friesischer Herkunft. Bewußtes Abstandnehmen vom Betrachter.

anderen — wie Ausgriff, herrentümlich, Gestaltung der Umwelt durch Leistung — sind Stilbegriffe und betreffen den Typus. Manche jener Eigenschaftsbegriffe — z. B. Verstandesbegabung — haben zum Typus keine unmittelbare Beziehung. Jeder der von uns zu beschreibenden Stiltypen läßt z. B. ein Mehr oder Weniger an Verstandesbegabung des Einzelmenschen zu. Ob einer begabt ist oder nicht, das hängt nicht von seinem Stiltypus (seiner Rasse) ab, sondern von seiner einzelmenschlichen (individuellen) Anlage. Andere Eigenschaftsbegriffe — Zuverlässigkeit, Sachlichkeit — scheinen, wennschon sie keine Stilbegriffe sind, zum Stiltypus doch in irgendeiner Beziehung zu stehen. Ob und in welcher, sei hier noch nicht ausgemacht. Wir deuten hier nur vor auf mögliche Zusammenhänge, damit sie in unsern künftigen Beschreibungen beachtet werden können.

Wir wenden uns zu der Ausdrucksreihe Bild 6—12. Die Bilder 6 und 7 sind in gedämpftem Tageslichte aufgenommen und erforderten deshalb eine etwas längere Belichtung als die meisten unserer übrigen Aufnahmen (wenn schon nicht mehr



Bild 7: Derselbe. Streng umrissene Form verbürgt die Wahrung des Abstands und das An-sich-halten im Ausdruck.





Bild 8/9: Derselbe. Der Leistungsmensch außerhalb des Dienstes in unterhaltendem Gespräche. Der „Gegenstand" des Gespräches wird ins Auge gefaßt (Bild 8). Auch das Lachen (Bild 9) enthält hier noch ein Urteil und somit eine Leistung.

als den Bruchteil einer Sekunde). Der Dargestellte war sich im Augenblick der Aufnahme dessen bewußt, daß er abgebildet wurde. Der Ausdruck des Gesichts ist abgestimmt auf den Beschauer. Die Züge sind zusammengefaßt, der Ausdruck wird gegen den Betrachter abgeschlossen: der schmale Mund ist im Begriffe, sich noch mehr zu verschmälern und wird gleichsam nach innen genommen; das Antlitz strebt nach deutlicher Umrissenheit, nach strenger Form, die nur ein Mindestmaß persönlichen Ausdrucks zuläßt. Jede Äußerung des Innenlebens wird verhalten. Festigkeit, die in sich selbst gefügt ist, Verschwiegenheit und kühle Härte bis zu möglicher Schroffheit — das ist alles, was dieses Antlitz auf den genannten Bildern sehen läßt an Ausdruck. Es nimmt in je-

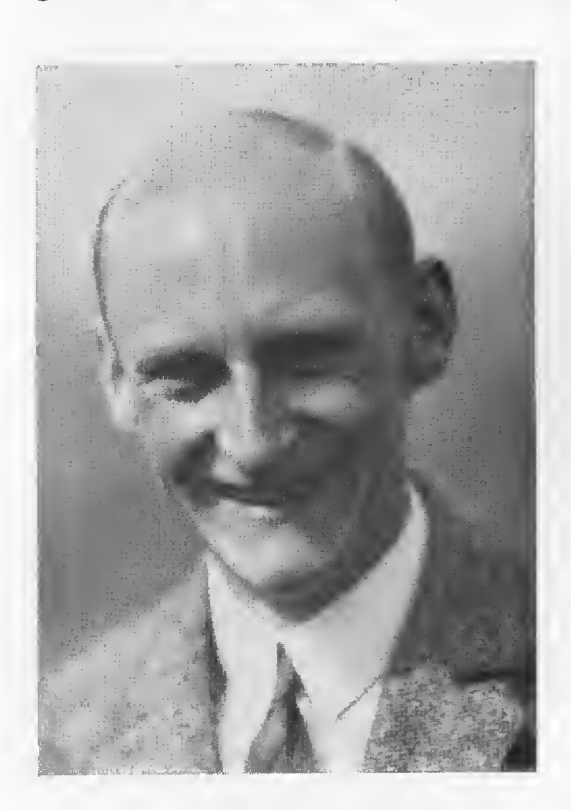


Bild 10: Derselbe. Nordische Heiterkeit, die „an sich hält".



Bild 11: Derselbe. Das leistende Urteil wendet sich hier nach innen: eine Erinnerung wird „zum Gegenstande gemacht".

dem seiner Züge deutlich Abstand vom Beschauer.

Die Bilder 8—10 sind in vollem Freilicht aufgenommen, bei leicht verschleiertem Himmel. Über dem Ausdruck waltet die gelöste Stimmung eines dienstfreien Tages. Die Aufnahmen sind unauffällig und aus der Hand im Laufe eines Gespräches gemacht, so daß Augenblicke erfaßbar wurden, in denen der Dargestellte fast völlig frei war von dem Bewußtsein, abgebildet zu werden. Bild 8: der Gesprächsgegenstand wird „ins Auge gefaßt". — Das Wort „Gegenstand" tritt hier in seine ursprüngliche Bedeutung: dieser Blick ist ein Vorstoß auf etwas, das ihm als gegenüberstehend, als ihm entgegenstehend bewußt ist. Es handelte sich aber hier nicht um etwas Greifbares, Wahrnehmbares, sondern um etwas Gedachtes. Schon diese schlichte Hinwendung auf etwas im Gespräch Erwähntes spielt sich in der Form des Ausgriffs ab, jener Form, die in dem gesamten Linienzuge dieses Kopfes — wie der früher gezeigten Köpfe — vorgezeichnet ist. Hierin liegt das Stilhafte (Rassenhafte) im Ausdruck dieses Kopfes. Das Eigenschaftliche dagegen (das also, was nicht den Rassentypus als solchen, sondern nur diesen einzelnen Menschen hier



Bild 12: Derselbe. Das Gespräch bietet eine Schwierigkeit, die hier sachlich bewältigt wird.

betrifft) könnten wir nach diesem Bilde als „harte Güte" bezeichnen.

Bild 9 bringt eine Lösung in der Gespanntheit des Ausgriffs: die schon bei 8 einsetzende Heiterkeit bricht los, aber der Blick bleibt ausgreifend und der Gegenstand bleibt im Griffe. Die Heiterkeit ist von einem sich bildenden Urteil durchzogen: der erfaßte Gegenstand wird dem Bewußtsein unterworfen und nach den Formen dieses Bewußtseins geprägt. Bild 10: ein Schlagschatten liegt über dem Auge und verbirgt den Blick, so daß er nun beim Ausdruck nicht mehr mitspricht. Das Antlitz erscheint hier noch ein wenig gelöster, aber das Urteil — d. i. der Ausdruck der Bearbeitung des Gegenstandes — verschwindet nicht.

Die Bilder 11 und 12 sind aus zwei Ausdrucksverläufen des gleichen Tages gegriffen. Bild 11: der Dargestellte sitzt an der Reeling eines Haveldampfers, der noch an der Brücke liegt, bereit zur Heimfahrt. Das Gespräch war unterbrochen, die Bezogenheit auf den Partner ausgeschaltet. Der Blick ist hier zurückgenommen aus der gegenwärtigen Umwelt und ist einem „innern" Gegenstande zugewendet: Erinnerung, innere Vorschau, Erwägung, Verarbeitung. Auch hier verbleibt und herrscht, was wir oben „das Urteil" nannten, und der urteilende Geist hält seinen Gegenstand sich (innerlich) gegenüber. Auch die schlichte innere Betrachtung wird diesem Kopfe zur Leistung, die alle behaglich ruhende Beschaulichkeit von sich verbannt. Bild 12 zeigt die Bewältigung einer Schwierigkeit im Verlaufe solch einer leistenden Betrachtung, hier aber im Gespräch.

Der Abgebildete ist kaufmännischer Angestellter in einem Handelshause einer norddeutschen Großstadt. Seine Eltern sind friesischer und märkischer Herkunft. Ein hartes Schicksal, das früh an ihn herantrat, hat ihm die Möglichkeit einer umfassenden Bildung versagt und ihm den Lebensweg erschwert. Doch die Versuchung, von seinem innerlich ihm vorgezeichneten Wege deshalb abzuweichen, ist ihm so fremd wie der Verzicht oder die Verbitterung. Das Leben hat seine ihm wesenseigenen Werte nicht zerstören, nur erziehen können. Ein solcher Mensch wird früher oder später die ihm gebührende leitende Stelle erlangen, und er wird seinen Untergebenen ein echter Führer sein, weil er all sein eigenes Tun seinem Urteil unterwirft, das von ihm selbst und sonst von niemand ab-

hängt. Er wird auf dem Grunde freier Heiterkeit und Güte streng sein, ja hart und rücksichtslos „im Dienst", am härtesten gegen sich selber: wenn seine Untergebenen den Dienst verlassen, weil die Stunden um sind, wird er — ihm versteht sich das von selbst — so lange bei der Arbeit bleiben, bis der Sache und seiner Verantwortung für sie genügt ist. Denn ihm trägt Leistung ihren Wert in sich selber.

Wir sprachen zuletzt nicht mehr vom Einzelmenschen, sondern vom Rassentypus. Heiterkeit und Güte sind Eigenschaften, die den Einzelmenschen betreffen und vielleicht in jedem Rassenstile möglich sind; das Gegenüberhaben der Umwelt, die zum „Gegenstande" wird, das Bearbeitenmüssen, das Gestaltenmüssen, das Leisten: diese Züge sind solche, in denen ein Rassenstil sich auswirkt, ein Formgesetz des Erlebens. Sie bestimmen die rassische Gestalt.

Bild 13—18: derselbe Gestalttypus in weiblicher Abwandlung. Der Ausdruck hat auf unsern Bildern folgenden Verlauf. Bild 13—16: Richtung auf den Gegenstand, d. h. auf ein Stück gegenstehender und gegenüberstehender Umwelt, über den Abstand hinweg. Bild 13 und 14: erwartende Gespanntheit. Bild 15: einsetzende Rückwirkung. (Jedes Bild ist ein Ausschnitt aus dem Verlaufe; ein Ausschnitt wie dieser aber ist nur der Kamera, die mit kleinsten Bruchteilen einer Sekunde arbeitet, erfaßbar, nicht dem Auge, das nur fließende Übergänge erfaßt.) Bild 16 bringt die Lösung der Gespanntheit, nämlich das antwortende Urteil: die Stellungnahme.

Die beiden nächsten Bilder (17 und 18) sind spätere Ausschnitte gleichartiger Verläufe: bei 17 setzt plötzlich die Stellungnahme aus im Gange der Erheiterung, das Urteil weicht einem Anflug kindlicher Ausgelassenheit. Bei 18 setzt — gleichsam mitten im Spiele — das Urteil plötzlich wieder ein.

Die Dargestellte stammt aus Schleswig-Holstein, ist Gattin eines Arztes und Mutter mehrerer Söhne. Doch dies betrifft ihre einzelmenschliche Geschichte. Wir betrachten hier nur das Rassentypische. Eine solche Frau ist geschaffen, innerlich frei, auf eigenen Füßen stehend, auf eigene Verantwortung in ihre Umwelt hineinzuwirken. Ihr Leben bedeutet für sie einen Dienst an einem Werke: einen Beruf. Sie kann die Werkgenossin eines Mannes sein: nicht ihm untertan, aber freiwillig in seine Welt, in seine Leistung sich



Bild 13



Bild 14



Bild 15



Bild 16

Bild 13—16: Nordische Frau und Mutter aus Schleswig. Weiblicher Leistungsmensch. Gleiche Grundlinien der Gestalt wie im Antlitz des nordischen Mannes. Werkgenossin des Mannes und verantwortliche Gestalterin des ihr anvertrauten kindlichen Lebens.




Bild 17/18: Dieselbe. Nordische Weise kindlich spielender Ausgelassenheit. Auf Bild 18 aber setzt deutlich das leistende Urteil wieder ein.

fügend. Sie kann, als Mutter ihrer Kinder, deren Leiterin, Erzieherin, die zielbewußte Gestalterin ihrer Seelen sein. Eine Frau dieser Art wird an keiner Stelle, wo sie hingestellt wird oder sich selber hinstellt, ihre innere Selbständigkeit verlieren, und sie wird selbst die Richterin ihrer Leistung bleiben, ob sie nun als Gattin und Mutter wirkt oder als „einzelne Frau" in irgendeinem Bereiche: als schaffende Künstlerin, als Lehrerin, als Leiterin eines Betriebes, als Angestellte oder sonstwie. Immer bleibt sie die Meisterin ihrer Werktagspflichten.

Das Antlitz auf Bild 19 und 20 zeigt denselben Stiltypus, dieselbe rassische Gestalt, aber mit einer für dieses besondere Einzelleben entscheidenden Wendung des Erlebens nach innen zu und mit der Prägung einer anders erfüllten seelischen Geschichte. Die Züge spiegeln ein zartes und feines Leiden an geistigen und geistlichen Dingen und zugleich einen herben Willen, der dieses Leiden meistert. Der Abstand scheint sich unablässig zu weiten in diesem Blicke, der das Ferne sucht, aber ein Fernes nach innen zu, das nicht von dieser Welt ist. Das Grunderlebnis, das hier den Ausdruck gestaltet, entspringt einer tiefen Gläubigkeit, von der die Anlage dieser Seele beherrscht ist. — Gläubigkeit ist eine Eigenschaft, be-



Bild 19: Gattin eines deutschen Offiziers. Nordischer Umriß in weiblicher Milderung.

trifft also die Einzelseele und hat nichts mit dem Stiltypus zu schaffen. Sie ist vielleicht in allen Rassenstilen möglich. Der Stil aber, von dem hier die Gläubigkeit durchwaltet wird, ist derselbe Stil, der auch im Ausdruck der bisher gezeigten Gestalten gilt, nur daß er sich dort im Ausdruck nicht einer Gläubigkeit, sondern anderer Einstellungen und Eigenschaften auswirkte. — Die Abgebildete ist Gattin eines Offiziers und Mutter eines Sohnes. Sie gehört zu den Führern einer auf Erneuerung deutschen Lebens gerichteten Bewegung.

Bild 21 und 22 zeigt eine alte Bäuerin, die einer kleinen nordfriesischen Insel entstammt ist und dort ihr Leben verbrachte. Sie war eine der letzten von denen, die allein in ihrem friesischen Stammestume wurzelten. Die Söhne sprechen Friesisch nebenbei, die Enkel verstehen es kaum noch. Sie ist die Versteinerung eines Vergangenen, ihr Antlitz gleicht schon fast einem Totenkopfe. Kein Lächeln war ihm abzugewinnen, keine Bewegung. Wenn sie sich abbilden ließ, so tat sie's für ihre Enkel. Die Welt, in der sie mit ihrem Leben gewirkt hat, ist versunken; an der neuen wollte sie keinen Anteil mehr. Wie die Bilder sie zeigen, ist sie zurückgenommen aus aller Umwelt und innerlich schon gestorben.



Bild 20: Dieselbe. Das nordische Suchen nach Ferne ist hier nach innen gewendet.




Bild 21/22: Bäuerliche Greisin auf einer nordfriesischen Insel. Versteinerte Form des nordischen Leistungsmenschen. Eine der letzten, die allein in ihrem friesischen Stammestume wurzeln.

Nicht mehr leisten dürfen, war für sie der seelische Tod. Auch leiblich starb sie bald nach Aufnahme dieser Bilder. — Ihr Antlitz zeigt denselben Typus wie die vorigen Bilder. Das Besondere darin entstammt ihrem Einzelschicksal, auf das sie in der stilechten Weise ihres Rassentypus Antwort gab.

Gemeinsam ist den auf Bild 1—22 gezeigten Köpfen nicht nur die Linienführung der Gestalt, sondern auch die Helle der Farben: hell ist die Haut, hell das Haar, hell das Auge. Inwiefern diese Farbenhelle, ferner die Schlankheit des Rumpfes und der Glieder notwendig zu diesem Gestalttypus gehören, werden wir im 10. Abschnitt aufzuweisen suchen; hier sei einstweilen nur die Tatsache vermerkt, daß die hier in unsrer ersten Ausdrucksreihe gezeigten Gestalten mit hellen Farben erscheinen.

Wir haben hier mehrfach die Bezeichnungen Stiltypus und Rasse so gebraucht, daß es vorläufig erscheinen konnte, als ob mit beiden Wörtern dasselbe gemeint sei. Doch unterscheidet sich die Bedeutung beider Wörter wesentlich in einem Punkte. Ein Stiltypus ist darstellbar in einer einzelnen Erscheinung. Zu seinem Wesen gehört es, daß alle seine Züge, z. B. alle Linien seines

Umrisses, so gestaltet seien, daß einer aus dem anderen hervorfließt, daß jeder auf den anderen hinweist als auf den einzig zu ihm passenden, weil nämlich alle einen und den gleichen Sinn haben: das Ausdrucksfeld für eine Seele zu bilden, deren gesamtes Erleben nur eine einzige Linie hat. Der Leib empfängt seinen Sinn von der Seele her: eine Seele von einheitlicher Linienführung — eine einlinige, stilreine Seele also — bedarf eines Leibes von gleicher Linienführung, um sich an diesem rein ihrem Stile gemäß ausdrücken zu können. Eine seelisch-leibliche Gesamtgestalt, die in solchem Sinne „ganz" und stilrein ist, kann als Vertreterin eines Stiltypus gelten.

Das Wort *Rasse* aber weist über die einzelne Erscheinung hinaus. Als rassenhaft erweist sich ein Stiltypus durch seine *Vererbbarkeit*. Damit ist der Bereich der Einzelerscheinung verlassen und die Betrachtung gleichsam in eine neue Dimension geführt. Ein lebendiges Wesen, z. B. einen Menschen, auf seine Rasse betrachten, heißt: nicht nur sehen, welche Gestalt er hat, sondern auch, welche Gestalt er vererbt. In dieser Betrachtung also erscheint der Mensch als Glied einer Erbkette, und nicht vom einzelnen Gliede, sondern nur von der Kette her bestimmt sich das Rassische. Ein Mensch kann als Einzelerscheinung *stilrein* sein an Leib und Seele und dennoch nicht *rassenrein*: er kann es in sich tragen, Geschöpfe zu zeugen, die seiner Gestalt nicht gleichen. Zwei Menschen gleichen Stiles können sich zur Zeugung verbinden, und es kann geschehen, daß die Erzeugten Züge tragen, die keinem der beiden Eltern eigen sind. Dann ist die Stilreinheit in beiden Zeugenden nur ein Einzelfall: nur ihr *Erscheinungsbild* ist stilrein, nicht aber ihr *Erbbild*. Ihr Erbe ist „gemischt", d. h. durchsetzt mit Keimen fremder Stile, die durch die Zeugung weiterleben im Erscheinungsbilde kommender Glieder der Erbkette. Nur *erbfeste* Stilreinheit darf als Rassenreinheit gelten, und *nur vererbbare Stile sind Rassenstile*.

Die sechs in diesem Buche dargestellten Stiltypen werden als vererbbar erwiesen, wenn auch der Nachweis ihrer Vererbbarkeit nicht die Aufgabe dieses Buches, das vom Ausdruck handelt, sein soll. Vorgeführte Beispiele stilreiner Einzelgestalten (einzelne Individuen) auf ihre Erbfestigkeit mit voller Bestimmtheit zu prüfen, ist nicht möglich, weil dazu die Lebensdauer eines einzelnen For-

schers nicht ausreicht: wir übersehen ja im günstigsten Falle immer nur drei, vielleicht auch einmal vier Geschlechterfolgen als Glieder einer Erbkette. Sicher gegeben ist uns in den Fällen, die uns als Beispiele dienen, meist nur der einzeln für sich erscheinende Mensch; stilkritische Untersuchungen müssen sich daher meist auf eine Betrachtung von Erscheinungsbildern beschränken, während das Erbbild nur dort einmal herangezogen wird, wo es gilt, stilgemischte Linien in einem Erscheinungsbilde durch einen Blick auf die Erzeuger zu entwirren (vgl. Bild 125—131). Um die stilreine rassische Gestalt als solche, den Stiltypus, auf die Gesetze seiner Linienführung zu erforschen, ist es jedoch auch keineswegs erfordert, jedes einzelne Beispiel auf die Erbgewißheit der in ihm dargestellten Gestalt zu prüfen*). Die uns hier gestellte Aufgabe begrenzt sich denn damit, rassen-stilkritische Untersuchungen an gegebenen Erscheinungsbildern durchzuführen und zum Beispiel der Frage nachzugehen: Wie sieht eine Seele aus, die sich an einem Leibe von der und der Gestalt soll rein ausdrücken können? oder: Wenn eine Seele so und so gestaltet ist (wenn die Linie ihres Erlebens so und so verläuft), wie muß dann der Leib aussehen, den sie braucht, um sich an ihm vollkommen auszudrücken? Das Thema dieses Buches lautet also: die stilreine Seele und ihr Leib.

Wir nennen den in diesem Abschnitt dargestellten rassischen Stiltypus den Leistungsmenschen, weil „Leistung" der bestimmende Wert in der inneren Wertordnung dieses Menschen ist: er begreift die Welt als etwas, das ihm entgegengestellt ist, damit er nach ihm ausgreife und es angreife durch schöpferische Leistung. Nicht jede Menschenart „leistet", und nur für diese eine bedeutet „Leistung" den obersten Wert. Die vornehmste Aufgabe einer Rassenseelenforschung muß darin liegen, den obersten, alles bestimmenden Wert in der inneren Wertordnung jeder Rasse zu finden. Wir werden auch andere Rassen bei leistender Tätigkeit antreffen, aber nicht so, daß dieses Leisten den Grundzug ihres Wesens ausmacht. Der Leistungsmensch, den wir in diesem Abschnitt herauszustellen suchten, trägt

*) Auch Forscher, denen durchaus die Erblichkeitsfragen im Vordergrunde stehen, stellen die von ihnen beschriebenen Rassen meist nur in „typischen" Erscheinungsbildern vor. Zumal dort, wo der Forscher Bilder bietet, die er nicht selbst gemacht hat und die fremde Menschen vorführen, die er nicht kennt, ist jeder Blick auf das Erbbild ausgeschlossen. (Vgl. hierzu S. 122.)

seinen Namen daher, daß er nur im Leisten „ganz er selbst" ist. Auch zum Beispiel der Beduine „leistet" ja schließlich etwas, wenn er sein Ziegenhaarzelt aufbaut und wieder abschlägt oder wenn er wochenlang täglich zwanzig Stunden oder mehr im Raubzug reitet, um eine ferne Beute zu erjagen und ins Lager einzubringen. Wenigstens stellt sich uns auch hier das Wort „leisten" und „Leistung" ein. Vom Beduinen aus gesehen, liegen die Dinge ganz anders. Nicht das Leistenmüssen bestimmt sein Handeln, sondern die Bereitschaft, aufzufangen, was der Augenblick ihm zuwirft. Der Augenblick heißt „Allah" in seiner Sprache — wir übersetzen das Wort meist mit „Gott", aber das Wort Gott meint etwas Nordisches —; und Beute ist für den Beduinen im täglichen Leben das, was im Bereich des Glaubens ihm „Offenbarung" heißt. Offenbarung ist sein höchstes und zugleich sein tiefstes Erlebnis. Von hier aus bestimmen und ordnen sich ihm alle seine Lebenswerte*).

Mit der Gestalt des Leistungsmenschen eröffneten wir die Reihe der Gestalten, deren Stile wir als vererbbar, als blutlich bedingt und somit als Rassenstile begreifen. Kein Buch, das — an die germanische Welt gewendet — von Rasse und Seele handelt, wird mit der Betrachtung einer anderen Gestalt beginnen dürfen, denn der Stil des Leistungsmenschen ist es, der die germanische Welt durchherrscht und den wir als unseren eigenen erleben, soweit wir noch den Schöpfern der germanischen Welt verwandt sind. Vom Eigenen hebt sich das Fremde ab: nur wer das die germanische Welt durchherrschende Stilgesetz des Leistungsmenschen als das ihm erbeigene, als etwas bluthaft und somit im tiefsten Sinne schicksalhaft Bedingtes und Bedingendes erlebt hat, vermag es, alles Fremde davon reinlich abzugrenzen und es unberührt in seiner uns fremden schicksalhaften Bedingtheit zu begreifen.

Von der Erlebensweise des Leistungsmenschen führt ein stilhafter Zusammenhang zur Gestalt der nordischen Landschaft, die gleichsam als der stilgemäße Hintergrund zu allem leistungsmenschlichen Erleben gelten darf**). Wir werden daher — mit Hinblick auf den Leistungsmenschen — auch vom nordischen Menschen und von nordischer Rasse reden.

*) Vgl. den 4. Abschnitt dieses Buches, ferner L. F. Clauß, Als Beduine unter Beduinen (2. Aufl. Freiburg i. Br. 1934).

**) Vgl. hierzu L. F. Clauß, Die nordische Seele, 6. Abschnitt: Seele und Landschaft, Nordland und Mittelmeerland.

## 2. Der Verharrungsmensch

Die fälische (dalische, atlantische) Rasse

(Dazu die Bilder 23—33)

Hellfarbig, besonders klar helläugig sind auch die beiden Köpfe auf Bild 23 und 24/25. Sie zeigen wesentliche Linien von der uns nun vertrauten Gestalt des nordischen Leistungsmenschen, und doch ist etwas an ihnen, das dieser Gestalt sehr deutlich widerspricht, nämlich eine gewisse Schwere und — bei der Westfälin auf Bild 23 — eine Breite des Gesichtsbaus, die — was diese Bilder nicht voll zeigen können — sich in einer Breite und Schwere des Rumpfes wiederholt. Es ist in diesen beiden Gestalten wesentlich Schlankes mit wesentlich Unschlankem, Schwerem, Wuchtigem vermischt. Im Ausdruck scheint sich an beiden Köpfen etwas durchzusetzen, das dieser Schwere der Gestalt entspricht: etwas wuchtig Verharrendes, das nicht ausgreift, sondern in sich selbst verbleibt.

Die westfälische Frau (Bild 23) schaut uns an mit einem Blick, der gleichsam über seine Ufer treten möchte; aber der Ausdruck des Mundes liegt wie ein starrer Riegel davor. Die hier gegebene seelische Sachlage würde sich noch in nordischem Sinne verstehen lassen, wenn nicht über dem Ganzen eine erdhafte Schwere gebreitet läge, ein Verhaftetsein, das dem nordischen Menschen fehlt. Hier ist nichts von jenem schlanken Anlauf zu spüren, der allem Erleben des Leistungsmenschen seinen freien und oft leichten Schwung verleiht. Im Verlaufe eines Gespräches äußerte diese Frau, daß der Gedanke, einmal fern ihrer Heimat zu sterben, ihr völlig unerträglich sei. Ein solches Verhalten ist dem Leistungsmenschen fremd. Der nordische Mensch greift aus und greift an und erobert. Ihn lockt das Fernste, und eine seiner inneren Gefahren ist gerade die: daß er an das Fernste sich verschwendet und ihm verfällt. Der nordische Vollmensch ist immer „vorn", er ist immerfort im Begriffe, seinen Raum zu weiten: er ist ein Landnehmer, stofflich oder geistig. Der beste Tod ist ihm der, der ihn „draußen" trifft im Vorfelde seiner Unternehmung.

Von dieser nordischen, leistungsmenschlichen Haltung zeigt uns das Antlitz, das wir jetzt betrachten, nichts. Alles Leben scheint

hier um einen inneren Bereich versammelt und in ihm gebunden zu sein durch seine eigene Schwerkraft. Dort findet alles Leben seinen wurzelfesten Halt. Dieser innerste Bereich kann in der Sprache dieser Menschen mancherlei Namen tragen: Heimat, die väterliche Scholle, der Glaube der Väter usf. Wer sich davon entfernen will, muß dazu seine ganze Kraft aufbieten, und es ist dann, als risse er sich vom Leben selber los und verlöre sein Wesen. Seine größte Gefahr ist die, daß er dann seinen inneren Halt und in ihm seinen wichtigsten Wert verliert. Die Gewalttat, die er an sich selbst verüben mußte, schlägt dann um gegen die Welt. Wenn Menschen dieser Art Verbrecher werden, dann sind sie oft die rohesten von allen, wobei ihre Roheit bisweilen seltsam eingebettet bleibt in ein unbeholfenes, treuherziges Kindergemüt.



Bild 23: Seemannstochter aus Westfalen. „Germanisches" Antlitz. Nordische Schlankheit verbindet sich mit der Schwere und Wucht des fälischen Verharrungsmenschen.

Jede starke Gemütsbewegung einer solchen Seele geht nicht, wie beim nordischen Menschen, in gerader Linie vor sich, sondern ruck- und stoßweise als ein plötzlicher, aber dann unaufhaltsamer, krampfartiger Ausbruch. Eine Weile zwar kann der starre Riegel dieser Seele halten; wenn er zerbricht, müssen gewaltsame Dinge geschehen.

Der nordische Leistungsmensch kann — auch in der heftigsten Erregung noch — sich selbst gegenübertreten, sich selber ins Antlitz sehen, sich unter sein Urteil stellen und schließlich sich beherrschen. Die Leistung am eigenen Selbst setzt sich durch gegenüber der Erregung. Wo aber nicht das Leistenmüssen der beherrschende Zug der Seele ist, sondern, wie hier, das Verharrenmüssen, da ist kein Ende der Erregung abzusehen als nur das der völligen Erschöpfung.

Die Erlebensweise der Menschenart, die wir jetzt betrachten, ist so sehr durch dieses Verharrenmüssen bestimmt, daß wir sie nach diesem ihrem Grundzuge den Verharrungsmenschen nennen. Das Antlitz, von dem unsere Betrachtung ihren Ausgang nahm, zeigt in seinem Bau, z. B. in der schlanken Nase und den voll geöffneten Augen, auch leistungsmenschliche Züge; die Breite des





Bild 24/25: Förster und Gelehrter niedersächsischer Abkunft.
Wesentlich nordischer Gesichtsbau, aber fälische Schwere im Ausdruck.

Gesichtsbaus aber, zumal der Stirn, sowie der Ausdruck der Augen und des verriegelten Mundes, auch die krampfartig starre Haltung des Halses sind nicht aus nordischem Stile verstehbar, sondern zeugen von verharrungsmenschlichem Erleben.

Ähnliches gilt von dem niedersächsischen Manne, den die beiden nächsten Bilder (24/25) zeigen, nur daß hier im Bau und auch im Ausdruck das Nordische noch im Vordergrunde steht. Das Gesicht, auch die Stirn, ist schmal gebaut; man wird, wenn man die einzelnen baulichen Züge durchgeht, hier kaum etwas finden, das dem Baustil des nordischen Leibes widerspricht. Doch lastet auf der gesamten Erscheinung eine äußere und innere Schwere: das Zeugnis einer Erlebensweise, die sich selber schwer fühlt und die Dinge

schwer nimmt. Man denkt an ein Wort, das Goethe im Wilhelm Meister von den Deutschen sagt: daß sie über allem schwer werden und alles über ihnen schwer wird. Dieser verharrungsmenschliche Zug in vielen deutschen, zumal niederdeutschen Menschen ist auf unseren beiden Bildern fast nur im Ausdruck zu finden: ein Zeugnis dafür, daß in diesem Einzelfalle das Seelische stärker vom Stile des Verharrungsmenschen bestimmt ist als die leibliche Erscheinung.



Bild 26: Nordfriesischer Bauer mit seinen Enkeln. Er steht da wie eingewurzelt.

Der Baustil eines Leibes, der geeignet ist, die Erlebensweise des Verharrungsmenschen auszudrücken, tritt auf den nächsten Bildern deutlicher hervor. Bild 26 zeigt einen alten Mann mit seinen Enkeln. Die Weise, wie der Alte dasteht, ist — trotz einer krankhaften Krümmung seines rechten Beines — der eines Baumes vergleichbar, der festgewurzelt steht. Wenn ein solcher Mann geht, ist jeder Schritt wie ein Losreißen von der Erde. Der Hals ist kurz, die Schultern sind breit und gerade: trotz der gewaltigen Leibeshöhe ist die waagrechte Linie die beherrschende. Zeigt man Bilder solcher Menschen, so wirken sie auf den Beschauer manchmal so, als ob die Abgebildeten kleingewachsen wären, während in Wahrheit der vollblütige Verharrungsmensch ein Riese ist, der an Wuchs den nordischen Leistungsmenschen überragt.

Auch im Antlitz des Verharrungsmenschen gilt die waagrechte Linie: die Augen liegen in niedrigen Höhlen und in schmalem, gerade verlaufenden Spalt. Die Augenlider sind kurz und stark gefaltet. Die Nase springt nicht weit hervor; ihr Rücken wirkt, verglichen mit der schlanken nordischen Nase, breit und ist kantig abgesetzt. Die Lippen sind schmal und gerade. Soweit ist das Antlitz, das

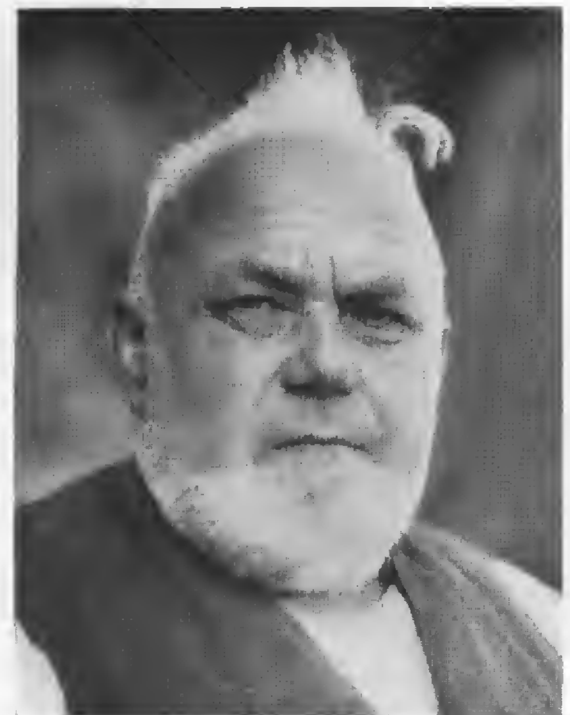


Bild 27

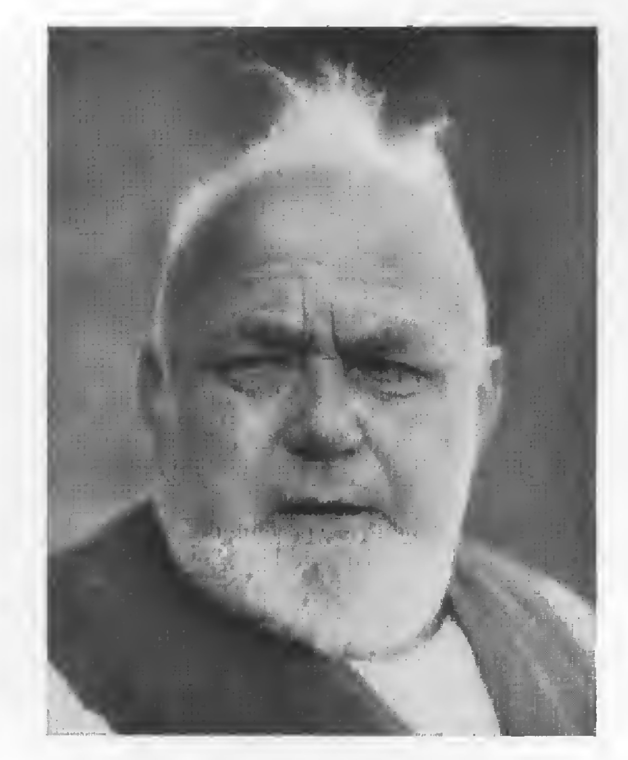


Bild 28

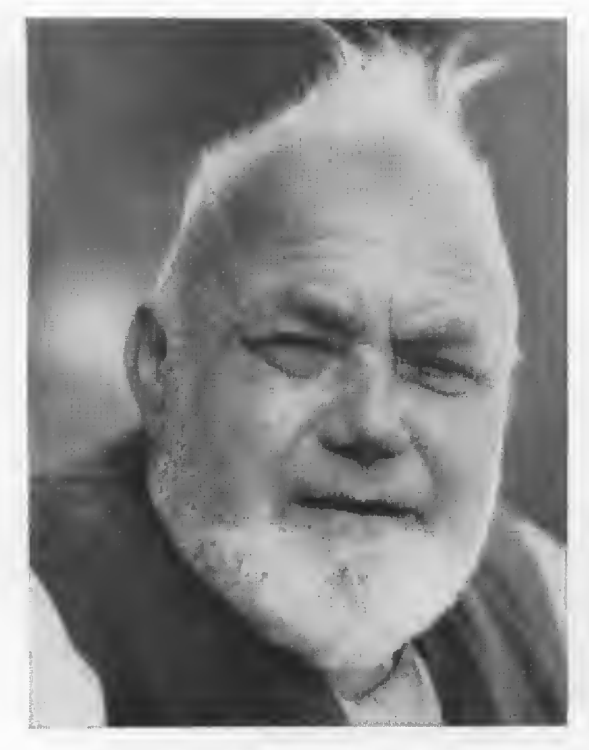




Bild 29

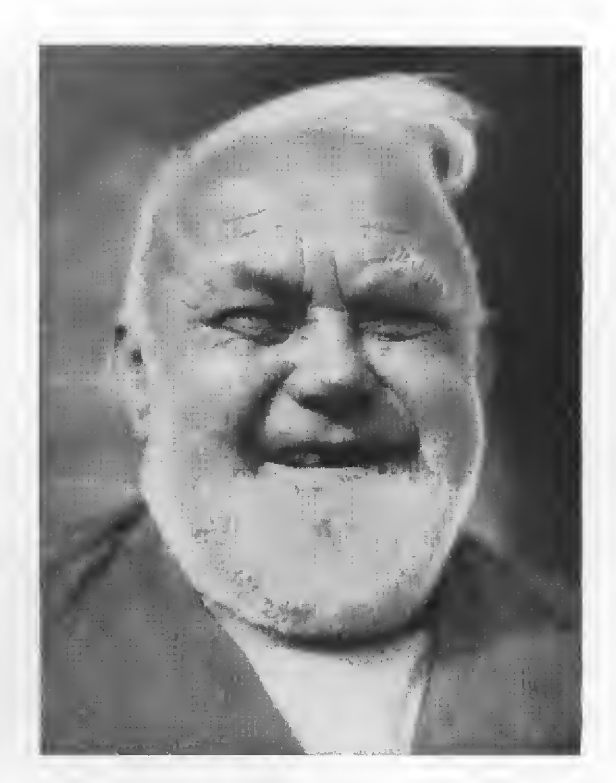


Bild 30

Bild 27—30: Derselbe. Antlitz mit wesentlichen Zügen fälischer Rasse und mit fälischem (verharrungsmenschlichem) Ausdruck. Im Baustil der leiblichen Gestalt herrscht die Waagrechte.

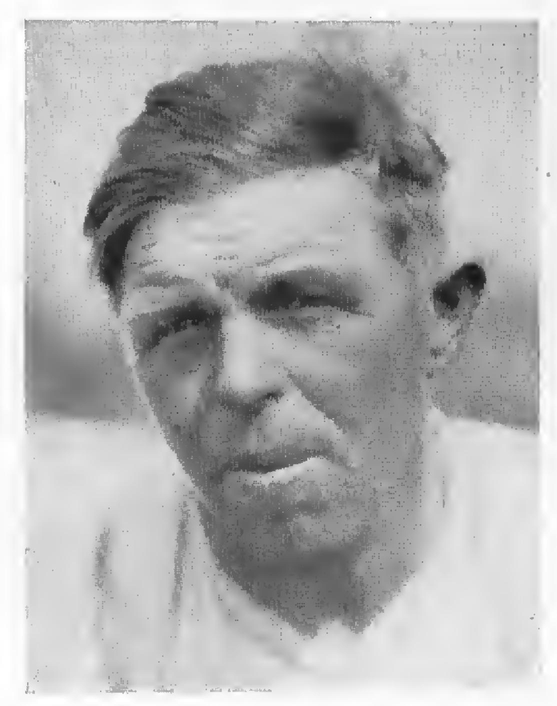


Bild 31

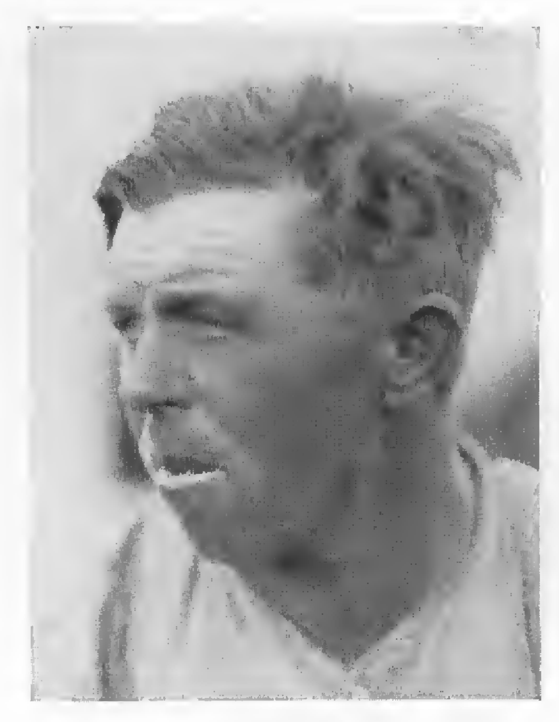


Bild 32



Bild 33

Bild 31—33: Dänischer Fischer. Verharrungsmensch, fälische Rasse. (Mund und Kinn sind hier nicht rassentypisch gestaltet.)

unsere Bilder 27—30 bieten, sehr deutlich im Stile des Verharrungsmenschen gestaltet. Nur die Höhe der Stirn, wie dieses Beispiel sie bietet, wirkt nicht stilecht, denn sie mindert die Breite des Gesichtes.

Diese untypische Stirnhöhe fehlt auf den Bildern des dänischen Fischers (Bild 31—33). Abgesehen vom Kinn und der Breite der Lippen, die untypisch sind im Sinne des Verharrungsmenschen, ist diese Erscheinung stilrein. Auch die Weise, wie (auf Bild 33) die Hände und Arme schwer aufgestützt werden, um den halb sitzenden und halb auf einer Treppe des Schiffes stehenden Leib mitzutragen, ist durchaus stilecht: die Arme sind aufgesetzt, als wollten sie in ihrer Unterlage Wurzel schlagen. Der Mann war der Gefährte des anderen dänischen Fischers, den unsere Bilder 169/70 als ein Beispiel der „Verschlagenheit in nordischem Stile" zeigen, und war an den Vorgängen beteiligt, die wir auf Seite 175 erzählen. Doch verhielt er sich schweigend und äußerte seine Teilnahme nur durch den Ausdruck, den unsere Bilder zeigen.

Bildhafte Bezeichnungen wie „Schwere" können freilich nicht ausreichen, um gerade das seelisch Besondere einer bestimmten Menschenart, nämlich ihre Erlebensweise, erschöpfend auszudeuten. In gewisser Weise „schwer" ist auch das Erleben des vorderasiatischen Erlösungsmenschen und des ostischen Enthebungsmenschen, die wir in künftigen Abschnitten zu zeichnen haben. Gerade auf diese zwischen den genannten Arten verschiedenen W e i s e n des Schwerseins aber kommt alles an. Jede Art hat ihre besondere Weise, zu erleben, sich zu verhalten und ihre Welt aufzufassen; diese Weise eben ist es, was die Art, die Rasse ausmacht. Zur Bezeichnung dieses wesentlich Besonderen an einer Rasse aber fehlt uns fast stets das eindeutige Wort, denn keine Sprache hat sich zu ihrer schöpferischen Frühzeit um eine andere artliche Weise gekümmert als um die, aus der heraus sie selber entstand als ein Ausdruck eben dieser artlichen Weise. Die germanischen Sprachen zum Beispiel, deren eine die deutsche ist, sind aus der Erlebensweise des nordischen Leistungsmenschen heraus geschaffen als ein nordischer Ausdruck und enthalten nur wenige fertige Wörter zur Bezeichnung nordfremder Züge. Ja, auch das rassisch Eigene ist in allen Sprachen nur roh und unvollkommen abgegrenzt; darum nämlich, weil es einer sprachschaffenden Frühzeit nie zum Gegenstande der Betrachtung und sprachlichen Prägung wird, sondern das schlecht-

hin Selbstverständliche ist. Das rassisch Besonderste also, die Weise des Erlebens, ist notwendig zugleich das Mindestsagbare, das am wenigsten Faßbare mit vorhandenen Wörtern der Sprache.

So ist denn das in seiner lebendigen Fülle vorgeführte *Beispiel* das einzige vollgültige Darstellungsmittel und zugleich der letzte Ausweis rassenseelischer Züge. Im Lichtbilde z. B. ist uns die Möglichkeit verliehen, einen bedeutsamen Augenblick im Verlauf eines Mienenspiels in voller Lebenstreue aufzufangen, ihm Dauer zu geben und über solche ins Bild gebannte fruchtbare Augenblicke nach Belieben zu verfügen. So sind wir in der Lage, z.B. den besonderen Blick eines bestimmten Menschen zu „zitieren", wie man Stellen aus Büchern anführt, und ihn mit anderen Blicken anderer Menschen — z.B. andersrassiger — zu vergleichen. Das Nebeneinanderstellen artverschiedener Blicke hebt deren jeden von jedem anderen ab und gibt so die Möglichkeit, jeden in seinem besonderen artlichen Sinne zu erfassen und — auch ohne Worte — zu deuten.

Fruchtbare Beispiele als Unterlage für rassenseelenkundliche Untersuchung bietet weiterhin der miterlebte Vorfall, der dem täglichen Leben entnommen oder auch versuchsweise (experimentell) hervorgerufen werden kann. Rasse ist ja etwas, das in jeden geringsten Augenblick unseres Alltags hereinwirkt und jeder leisesten Regung unserer Seele ihre Gestalt gibt. Nichts, das wir erleben oder das um uns herum erlebt wird, wird anders als in einem bestimmten rassischen Stile (oder in einer Verflechtung mehrerer Stile) erlebt. *Es gibt kein „menschliches" Erleben schlechthin, sondern nur ein leistungsmenschliches, ein verharrungsmenschliches, ein erlösungsmenschliches usw.* Daß diese schlichte und eigentlich selbstverständliche Tatsache erst so spät bemerkt wurde, rührt daher, daß jeder aus erster Hand nur sein eigenes Erleben kennt und alles fremde Erleben umdeutet und also umversteht nach dem Stilgesetze seines eigenen. Erst die Erfahrung ständigen Mißverstehens hat uns die Augen geöffnet. Diesen frisch geöffneten Augen aber bietet sich nun im alltäglichsten Geschehen ein reiches Feld, um sich im Unterscheiden rassischer Züge zu üben. Denn alles, was da geschieht — wie ein Mensch uns anschaut, wie er sich benimmt und handelt — schlechthin alles Lebendige hat seine rassischen Züge.

Eine Fundgrube fruchtbarer Beispiele bietet ferner die Geschichte. Nur daß wir das geschichtlich Gegebene nicht unmittelbar,

nicht „im Original" erleben, sondern gebrochen durch die Überlieferung, die selbst von Menschen gemacht und also von deren Rasse mitbedingt ist. Ein rassen-stilkritischer Blick aber vermag auch solche Trübung durch Überlieferung in vielen Fällen zu durchschauen, zumal dann, wenn die geschichtliche Linie noch heraufreicht bis in unsere miterlebte Zeit. Einzelne Triebfedern des geschichtlichen Handelns, die sich durch alle Zeitalter, zum Beispiel der Geschichte des germanischen Abendlandes, immer wieder wirksam zeigen, sind auch heute noch lebendig und also auch uns noch „im Original" gegeben.

Eine dieser seit Tacitus immer wieder erwähnten Triebfedern germanischen Handelns ist „die Treue"; ihr gegenüber steht, nicht minder geschichtlich wirksam, die Verletzung dieser germanischen Treue: der Verrat. Beide bilden den vornehmsten Inhalt schon aller frühgermanischen Sage. Aber Treue und Treue ist nicht in jedem Falle dasselbe. Auf die Wurzel der Treue und auf die Weise des Treuseins kommt es an, und die ist schon innerhalb des germanischen Lebens verschieden. Die Treue des germanischen Gefolgsmannes gründet in freier Wahl: der Mann wählt sich den Gefolgsherrn, dem er sich aus freiem Willen nach freiem Urteil unterstellt, weil er ihn als den Größeren, den Überlegenen erkannt hat. Er folgt ihm im Vertrauen auf diese Überlegenheit. Wenn dieses Vertrauen getäuscht wird, ist die Gefolgschaft zu Ende. Der isländische Gode Hrafnkel hat sich den Gott Frey als Gefolgsherrn erkoren und folgt ihm treulich bis zu dem Tage, da sich herausstellt, daß dieser Gott das nicht ist, wofür Hrafnkel ihn gehalten hatte. An diesem Tage kündigt ihm Hrafnkel die Gefolgschaft und zieht es vor, fortan ohne Gefolgsherrn und ohne Gott zu leben.

Solche Treue des Gefolgsmannes und solches Ende dieser Treue spielt sich durchaus nach dem Stilgesetze des nordischen Leistungsmenschen ab: im Stile einer Menschenart, die ihrer Welt gegenübertritt, die Dinge und Menschen ihrer Welt aus dem Abstand betrachtet und sie dem eigenen freien Urteil unterstellt. Daneben aber gibt es und gab es in der germanischen Welt noch eine andere Weise, treu zu sein. Es gibt eine Treue um der Treue willen, eine Treue um jeden Preis ohne Ansehung weder der Person noch der Sache: eine Treue, die im Verharrenmüssen gründet. Dem nordischen Leistungsmenschen ist sie fremd und unverstehbar, denn er

folgt zwar seinem frei erwählten Gefolgsherrn durch Not und Tod und kennt keine tiefere Schmach als die, solche Treue zu brechen, aber nur dann, wenn der Fürst ein wahrer Fürst ist und seinem Gefolgsmann gleiche Treue hält. Nur dann ist die Bindung ehrenhaft und sinnvoll nach nordischem Sittengesetze. Dem Verharrungsmenschen aber gründet sein Sittengesetz im Verharrenmüssen: er wurzelt und wuchtet in seiner Treue und kommt von ihr nicht los auch dann noch, wenn sie — nach nordischem Urteil — schon lange sinnlos ist. Für ihn hat sie auch dann noch Sinn, einen artlich begründeten Sinn, der jenseits aller Vernunft liegt: den Sinn des Verharrens. Das gilt in allen Bereichen des Lebens, wo Treue hineinreicht, zumal in allen Bindungen des Gemeinschaftslebens: so in verharrungsmenschlicher Freundschaft und Ehe. Die Sippenverbundenheit bietet ein minder brauchbares Beispiel, weil hier auch beim nordischen Menschen nicht allein die freie Wahl entscheidet, sondern die Blutsverwandtschaft.

Oft geschieht es, daß Verharrungsmenschen sich von einer einmal eingenommenen Haltung nicht losreißen können trotz besserer Einsicht. Eine junge bäuerliche Frau hat ihrer Stiefmutter jahrelang vertraut und muß dann eines Tages merken, daß diese eines solchen Vertrauens durchaus nicht würdig, sondern jederzeit bereit ist, es in selbstsüchtiger Weise zu mißbrauchen. Verstandesmäßig ist die junge Frau sich über die Sachlage von nun an völlig klar und weiß um die Gefahr ihres Vertrauens; dennoch hält sie in einem für sie entscheidenden Augenblick hartnäckig an diesem Vertrauen fest und fügt sich dadurch schwersten Schaden zu, an dem sie lebenslang zu tragen haben wird. Erst mußte das ganze menschliche und verwandtschaftliche Verhältnis zu der Stiefmutter und der eigenen, mit dieser verbündeten Sippe zusammenbrechen, bis endlich dieses einmal gewohnte Vertrauen nachhaltig mitzerstört war. Es hatte eben seine Wurzel in jenem unklaren und unklärbaren innersten Bereiche des Verharrungsmenschen, der sich gegenüber jeder rein verstandesmäßigen Einsicht trotzig absperrt und dadurch die unmöglich scheinende Sachlage hervorbringt, daß jemand aus Trotz und Mißtrauen gegen die eigene Einsicht an einem zerstörten Vertrauen festhält. Die verstandesmäßig gewonnene Einsicht wächst sich dem reinen Verharrungsmenschen nicht zur Erfahrung aus. Mag er sich redliche Mühe geben, sich äußerlich da und dort in

Ungewohntes, ihm nicht Verwurzeltes hineinzupassen, so bleibt er im tiefsten Grunde doch erfahrungslos und dadurch entwicklungslos. Hierin ist diese schwerste, seßhafteste aller Menschenarten seltsam vergleichbar der leichtesten und flüchtigsten unter den uns seelenkundlich bekannten Rassen: dem wüstenländischen Offenbarungsmenschen*).

Es trifft demnach nicht durchaus zu, was kluge Beobachter des Verharrungsmenschen über seine „Verläßlichkeit" bemerken: er halte unverbrüchlich an einer einmal getroffenen Vereinbarung fest. Alles hängt davon ab, auf welchen Bewußtseinsbereich eine solche Vereinbarung gegründet wurde. Hat sie nur den Bereich der logischen Einsicht besetzt, so kann man sich keineswegs auf sie verlassen. Der Verharrungsmensch sieht ihre Zweckmäßigkeit, ihre Nützlichkeit, ja Notwendigkeit für ihn selbst vielleicht völlig ein und er nimmt sich ehrlich vor, sie zu halten. Eines Tages aber kann es geschehen, daß aus jenem innersten, unklärbaren Bereiche eine Welle vorbricht, die den Bereich der logischen Einsicht plötzlich überflutet und alles fortspült, was nur dort gegründet lag. Nur das, was einmal nach innen zu „schwer geworden" und in jenen innersten unklärbaren Bereich hinabgesunken ist, bleibt schlechthin unverbrüchlich, dann aber bis zu Widersinn und Selbstzerstörung.

Alles verharrungsmenschliche Dasein in der Welt ist auf „die Scholle" bezogen, d. h. auf den Boden, aus dem dieser Mensch sich hervorgewachsen und ihm verwurzelt fühlt. In jedem Berufe, den er ergreifen mag, bleibt er im Grunde ein Bauer**). Sein Hof ist ihm seine Festung: in diesem Bereiche ist er Herr und Krieger. Hier gilt seine tiefste Treue und sein wuchtigster Trotz. Gegen alles aber, was ihn weit von diesem seinem Urgrund fortführt, sperrt sich sein ganzes Wesen: Trotz und Treue zum eigenen Boden kann ihn zum Treubruch und Abfall vom Dienst an ferngerichteten Zielen führen, wenn er zu solchen sich einmal hat verpflichten lassen. Es gibt ein Bauerntum im Stile des Leistungsmenschen und ein anderes im Stile des Verharrungsmenschen. Im germanischen Freisassentume sind beide verschmolzen.

Auf deutschem Boden sind die Züge des Verharrungsmenschen am deutlichsten unter den Niedersachsen, zumal unter den Ost- und

*) Vgl. den 4. Abschnitt dieses Buches.

**) Vgl. L. F. Clauß, Die nordische Seele, 10. Abschnitt.

Westfalen zu finden. Für den deutschen Gebrauch ist es darum passend, ihn als den *fälischen* Menschen zu bezeichnen, wennschon auch in Niedersachsen die nordische Rasse weit stärker hervortritt als die fälische*). Aus dem Bilde des germanischen Menschen, wie es deutlich genug aus der Geschichte des deutschen Volkes und der übrigen germanischen Völker noch heute zu uns spricht, sind außer den Zügen des nordischen Leistungsmenschen auch die des fälischen Menschen nicht mehr fortzudenken.

Der geschichtliche Sinn des Germanentumes freilich ist nicht ausgeschöpft mit einer Gleichung wie: Germanisch = Nordisch + Fälisch. Schon im Bilde jeder unvermischten Rasse sind mannigfaltige Züge angelegt, und in keinem Vertreter der Rasse entfalten sie sich in ihrer Gesamtheit. Erst die Geschichte eines Menschen oder eines Volkes bestimmt es, welche von den in ihm angelegten rassischen Zügen sich entfalten und welche ungeweckt verbleiben und verkümmern. „Germanisch" bedeutet so zunächst — abseits von aller Verbindung mit verharrungsmenschlichen Zügen — die geschichtliche Ausprägung einer Sondergestalt des nordischen Leistungsmenschen: eine Sondernordheit also, so wie „Alt-Hellenisch" und „Alt-Römisch" je eine andere Ausprägung einer anderen Sondernordheit bedeuten. Solche Ausprägung einzelner nordischer Sonderstile ist nicht allein durch die Eigenart der Landschaft hervorgerufen, die eine andere in Hellas, eine andere in Latium und eine andere in Germanien war; sie folgt auch aus der Notwendigkeit, sich mit nordfremden Rassen in den Raum zu teilen. Fälisches hat auf Nordisches in den germanischen Völkern nicht nur durch blutliche Anmischung verharrungsmenschlicher Züge eingewirkt, sondern auch durch sein bloßes nachbarliches und gemeinschaftliches Dasein. Doch blieb die Blutsvermischung nicht aus, und nicht immer verband sie die Züge beider Rassen so, daß ein widerspruchsloses Bild entstand. Kein Zweifel, daß durch den fälischen Einschlag die

*) Die Bezeichnung „fälisch" ist von H. F. K. *Günther* geprägt. M. W. *Hauschild* und F. *Paudler*, die diese Rasse erstmalig beschrieben haben, und nach ihnen F. *Kern* gebrauchen die Bezeichnung „*dalisch*". Auch ich selbst habe sie bisher gebraucht, da ich keinen Grund einsah, die einmal gegebene Bezeichnung mit einer anderen zu vertauschen. Inzwischen sind — dank den Güntherschen Büchern — rassenkundliche Kenntnisse und mit ihnen ein Wissen um das Vorhandensein einer „fälischen" Rasse zu einem Stück Volksbildung geworden. Um hier nicht Verwirrung zu schaffen, schließe ich mich diesem Wortgebrauche an.

nordische Gestalt immer wieder gestört worden ist und noch immerfort gestört wird (wie auch die fälische Gestalt durch den nordischen Einschlag); unzählige Menschen geben schon durch ihre leibliche Erscheinung Zeugnis von solcher Störung der Gestalt.

Vielleicht spiegeln die Erinnerungen frühgermanischer Sage an Kämpfe Asgards und Midgards gegen uralte Riesengeschlechter noch etwas wieder aus jener „Urzeit", als nordisches Heldentum zusammenstieß mit fälischem Riesentume. Wie hätte sich nordisches Wesen in nordischer Landschaft entfaltet ohne diesen Urkampf? Die Frage ist müßig, wir können das niemals wissen. Gewiß ist nur, daß aus Urkampf und Widerstreit schließlich ein neuer Wert erwuchs: die germanische Seele. Sie stellt nicht einen Ausgleich beider Erlebensweisen dar, nicht eine „Synthesis", in der nun beide aufgehoben wären. Dergleichen gibt es nicht. Vielmehr ist der innere Streit zwischen beiden, ihre innere stilhafte Gegensätzlichkeit, nun selbst zu einer währenden Form geworden, zu einer Daseinsweise, die zu germanischem Wesen gehört.

Sind Nordisch und Fälisch im germanischen Wesen verklammert durch Widerstreit, so sind sie doch zugleich auch verflochten durch nah verwandte Züge. Die Verbindung beider hat sich als lebensfähig und schöpfungsfähig erwiesen und zugleich als widerstandsfähig gegen Zerstörung durch Fremdes. Der fälische Einschlag gibt „Halt" gegenüber dem Fremden: je mehr fälischer Einschlag, desto wurzelhafter behauptet sich der Germane gegenüber dem geistigen Süden. Heinrich der Löwe, der Niedersachse, kündigt dem Staufenkaiser die Gefolgschaft, denn er versteht nicht und will nicht dessen romgerichtete, romantische Politik. Diese fälische Weigerung des Löwen und die Antwort des Staufers kann als Sinnbild gelten für die im germanischen Wesen ständig lauernde Gefahr der Selbstverheerung.

Fälischer Stil behauptet sich gegenüber allem Fremden und gibt so dem germanischen Wesen nach außen zu seinen wuchtigen Halt; fälischer Stil behauptet sich aber auch gegenüber dem nordischen Stile und verewigt so den Streit im germanischen Wesen. Dieser Streit ist unversöhnbar, da er im Wesen liegt. Ihn deutlich geschaut zu haben, gibt unserer Zeit doch kein Mittel, ihn zu schlichten. Noch minder freilich darf es unser Amt sein, ihn zu schüren. Die einzige sinnvolle Frage ist hier die: ob es möglich sei, dem einen

der beiden Streiter praktisch den Vorrang zu geben, gleichsam innerlich auf seine Seite zu treten, um so für eine ferne Zukunft zwar nicht diesen Streit zu schlichten, aber seine Gefahr zu mindern: die Gefahr, daß immer wieder allzu viele einzelne Menschen innerlich an ihm verbluten oder einander zerstören.

Vom Gesichtspunkt seelischer Grenzforschung aus steht nichts im Wege, diese Frage zu bejahen. Wir können in der Erziehung künftiger Geschlechter einem der Stile bewußt den Vorrang geben, so daß in germanischer Gemeinschaft sein Gesetz als das herrschende gilt vor dem andern. Jede Erziehung gibt Vorbilder, und durch diese wirkt sie. Welcher der beiden Stile aber müßte das herrschende Vorbild geben in germanischer Gemeinschaft?

Statt ein künstliches Dogma vom nordischen Vorrang zu bilden, hören wir lieber auf den unerzwungenen Urteilsspruch der germanischen Völker selbst. Er gibt tatsächlich dem nordischen Stile den Vorzug, z. B. in dem, was ihm als schön gilt: nordische Gestalt ist ihm „schön", fälische „ungeschlacht" und „klotzig". Der nordische Stil des Kämpfens — die schlanke Selbstverschwendung im freudigen Angriff: der helle nordische Über-Mut — sie erscheinen im Urteil der germanischen Völker „edler" als der krampfartige fälische Berserkergang.

Nordisches kann nur in ausgreifender Gestaltung seinen vollen Wert entfalten, Fälisches in bauender Erhaltung. An sich ist eines so wertvoll wie das andere; an sich selbst betrachtet, hat jede Rasse ihre eigene, nur ihr eigene artrechte Wertordnung; jede trägt ihren eigenen Wertmaßstab in sich selbst und ist nicht meßbar mit fremdem Maße. Den Vorrang gibt nicht wissenschaftliche Begründung, sondern praktische Entscheidung, und solche Entscheidung gilt nicht „überhaupt" und schlechthin, sondern nur für die eine, geschichtlich einzige Gemeinschaft, von der sie gefällt wird; in unserem Falle für die germanische Bluts- und Kulturgemeinschaft.

Solche Entscheidung für das Nordische in uns ist nicht eine einmalige Handlung, nach der dann alles erledigt wäre, sondern etwas, darum wir täglich ringen müssen in jedem neuen, gewichtigen und darum „entscheidenden" Erlebnisgange. Sie ist ein Erziehungswerk im tiefsten Sinne des Wortes. Erziehung bedeutet ja nicht: einpflanzen, was nicht da ist, sondern: Vorhandenes zur Entfaltung rufen oder seine Entfaltung verhüten. Uns selbst und ein kom-

mendes Geschlecht zu nordischem Wesen zu erziehen, heißt: das Nordische wecken, ihm den Vorzug in der Entfaltung geben und ihm so zur Herrschaft helfen in uns selbst und in der kommenden Gemeinschaft. Erziehung wirkt sich nicht aus durch Belehrung, sondern allein durch Vorbild.

Im nordischen Sinne als Vorbild leben, heißt nicht, auf Beifall rechnen und für die Tribüne da sein (das wäre mittelländisches Vorbild-Leben); nordisches Vorbild lebt im Grunde einsam vor sich selbst. Wenn einer der Genossen der Gemeinschaft — oder ihrer viele, immer neue Geschlechter — den einsam vor sich selber Lebenden zu ihrem Vorbild wählen, so wählen sie in unbedingter Freiheit: kein Zwang, keine Überredung, keines Menschen Machtspruch hält sie dazu an. Vorbilder haben da zu sein und vorzuleben, weiter nichts.

Je nordischer ein Mensch ist oder ein ganzes Geschlecht, eine Jugend, je eher Nordisches sich daraus wird erziehen lassen, desto minder läßt sich solche Jugend zur Gefolgschaft eines bestimmten Vorbildes zwingen oder überreden. Nordische Jugend wählt, aber in reiner Freiheit, und das soll sie auch. Man kann nicht selbständiges Gewissen *wecken* und zugleich es *knebeln* wollen. Eine Jugend, die sich Vorbilder aufreden und auf neue Dogmen sich verpflichten ließe, würde beweisen, daß sie *nicht* nordisch ist.

Alles, was wir tun dürfen, ist nur dies: uns selbst gestalten und den Kommenden Gefährte sein; das andere gibt sich dann von selbst. Was wir am andern leisten können, ist: ihm helfen, in ihm selbst sein inneres Vorbild zu gestalten, das in ihm bereitliegt. Es ist das Bild seiner eigenen, nur ihm eigenen Sondernordheit. Wollten wir mehr als dies, so wär' es abstandsloser Eingriff.

## 3. Der Darbietungsmensch

Die mittelländische (mediterrane, westische) Rasse

(Dazu die Bilder 34—41)

Ehe wir uns der neuen Bilderreihe (Bild 34—41) zuwenden, blättern wir die erste Reihe (Bild 1—22) noch einmal durch. Hat jene Reihe „nordischer Leistungsmensch", rein in sich selbst betrachtet, die für unsre Untersuchung wichtigste Scheidung zwischen typischen Zügen und einzelmenschlichen (individuellen) Zügen noch

nicht genügend einsehbar gemacht, so tritt nun bei der Vergleichung der Reihe „Leistungsmensch" mit der neuen Reihe das Typische beider Reihen mit voller Deutlichkeit hervor. Kein unbefangener Betrachter kann verkennen, daß die neue Reihe etwas wesentlich Neues bringt, das allen Gestalten dieser Reihe gemeinsam ist und sie von den Gestalten der ersten Reihe unterscheidet. Bei begrifflicher Erfassung zwar scheint dieses Neue sich verflüchtigen zu wollen: auch hier — wie dort — ist ja Schlankheit, auch hier sind schmale Flächen, auch hier ist Schwung im Umriß. Das wesentlich Unterscheidende scheint, außer dem kleineren Wuchs, zunächst nur die dunkle Farbe zu sein: zeigten die nordischen Köpfe helles Haar und helle Augen, so sind hier Haar und Auge dunkel. Jedoch, wenn wir uns in den Ausdruck dieser Gestalten vertiefen, so finden wir, daß die Begriffe, die wir uns bei Beschreibung der ersten Reihe gebildet haben, hier größtenteils versagen; und was für den Ausdruck gilt, das gilt auch für die Ausdrucksbahnen, d. h. für die dem Ausdruck vorgezeichneten Züge leiblicher Erscheinung.

Bild 34—36 zeigt drei Bildnisse eines jungen Venezianers. Bei der Darstellung des Leistungsmenschen hatten wir uns mit Kopfbildnissen begnügt. Sie reichten aus, um das Wesen jenes Stiltypus erkennen zu lassen, wenn gewiß auch dort der Rest der leiblichen Erscheinung bedeutsam für den Ausdruck ist. Hier aber, bei den Gestalten der neuen Reihe, scheint es im Wesen des in ihr dargestellten Typus zu liegen, daß zu seiner Erfassung das Antlitz nicht genügt, weil eben hier der Kopf gar nicht der wichtigste Schauplatz des Ausdrucks ist oder wenigstens nicht in dem Maße wie beim Leistungsmenschen. Ein Antlitz der neuen Reihe kann, für sich allein betrachtet, leer erscheinen im Vergleiche mit den Köpfen der leistungsmenschlichen Reihe, weil eben hier offenbar nicht, wie dort, das Hauptgewicht des Ausdrucks im Antlitz liegt. — Übrigens ist diese Gleichnisrede vom „Gewicht" des Ausdrucks hier nicht wohl angebracht: sie paßt auf den Ausdrucksstil des Leistungsmenschen und zumal des Verharrungsmenschen, während hier aller Ausdruck gerade wesentlich frei von allem Gewicht erscheint, was vielleicht eben damit zu tun hat, daß diese Menschen ihre leibliche Erscheinung so besonders wichtig nehmen.

Dies tritt deutlich hervor z. B. im Verlauf einer photographischen Aufnahme. Menschen dieser Art sind schwerer in der für uns

gebotenen Weise abzubilden als z. B. seelisch gesunde nordische Leistungsmenschen. Dem Leistungsmenschen bedeutet es wenig, daß er abgebildet wird. Hat er den sachlichen Zweck der Abbildung verstanden und gebilligt, so läßt er die Aufnahmen über sich ergehen: er „stellt sich zur Verfügung", und in einem Gespräche, das ihn anzieht, vergißt er leicht, daß er abgebildet wird. Seine Haltung ist dann dieselbe wie immer. Für den Menschen vom Typus unsres jungen Venezianers aber ist die Abbildung ein wichtigstes Ereignis, durch das der entscheidende Punkt seines seelischen Wesens berührt wird. Dieser hier konnte durch kein Gespräch von der Aufmerksamkeit auf die Kamera und den mit ihr arbeitenden Verfasser abgezogen werden. Bei den Bildern 37 und 38 (griechisches Mädchen) gelang die Ablenkung, aber nur dadurch, daß die Abgebildete des Glaubens war, das Photographieren beginne erst später. Auf die Abbildung bezogen war sie freilich dennoch: sie bereitete sich darauf vor.

Bild 39 erfaßt einen Augenblick, in welchem die Dargestellte zwar nicht unmittelbar die Aufnahme erwartet hatte, aber belebt war von einem Bewußtsein der Dargebotenheit ihrer Anmut, von einer Sorge, ob der Wert ihrer Erscheinung bestehen werde vor dem Auge des Beschauers. Eine solche Haltung ist nicht mit Eitelkeit zu verwechseln, die ihrem Wesen nach in Selbstsucht gründet. Die Sorge, die aus diesem Antlitz spricht, ist durchtränkt von einer zarten Güte, die wir als eine Güte der Darbietung bezeichnen können. „Darbietung" soll hier nicht ein Spiel mit leeren Formen bedeuten, das Eindruck machen will durch bloßen Schein: der Beschauer soll an dem, was ihm dargeboten wird, etwas haben, er soll darin einen wirklichen Wert empfangen.

Freilich: Güte ist eine Eigenschaft; sie gehört somit nur dem Einzelmenschen an und betrifft nicht den Stiltypus, nicht die Rasse. Das Spiel der Darbietung k a n n — bei einem anderen Einzelmenschen dieses Typus — auch ein leeres Spiel mit leeren Formen sein, und an die Stelle der Güte kann die eitle Selbstsucht treten. Notwendig aber verbleibt als ein typischer Zug die Sorge um die eigene Erscheinung, die Sorge um den Eindruck auf den Beschauer — vielleicht die einzige Sorge, die ein Mensch dieser Art aus der Tiefe heraus erlebt.

Wir kehren zurück zu unserm jungen Venezianer und vergleichen nun die Linien seiner Gestalt mit denen des Leistungsmenschen.



Bild 34: Junger Venezianer. Darbietungsmensch, mittelländische Rasse.

Wir wählen zwei einander entsprechende Bilder: Bild 36 und Bild 7. Alles, was nicht unmittelbar den Stiltypus betrifft, sei von der Betrachtung ausgeschlossen. Zunächst das Zuständliche: der Deutsche schaut auf dem genannten Bilde ernst darein, während der Venezianer auf dem entsprechenden Bilde sich im Zustande einer leichten Erheiterung befindet. Ferner ist abzuziehen der Ausdruck des Einzelmenschlichen, also der Eigenschaften, z. B. der sinnliche Ausdruck in den Lippen des Venezianers. Zwar die weiche Geschwungenheit der Lippen, wie sie besonders klar auf Bild 35 sichtbar wird, ist stiltypisch und also ein Zug des Rassenbildes; die starke Betontheit der Lippen dagegen ist einzelmenschlich und hat nichts mit der Rasse zu tun. Sie ist z. B. schon bei dem hier gezeigten griechischen Mädchen nicht zu finden, und doch wirkt dieses darum nicht minder stilecht. Die Betontheit der Lippen bietet eine geeignete Ausdrucksbahn für den Ausdruck sinnlicher Erlebnisse und wird deshalb als Zeichen einer sinnlichen Veranlagung genommen (was im einzelnen Fall täuschen kann); sinnliche Veranlagung aber hat an sich nichts mit dem Stiltypus, nichts mit der Rasse zu schaffen: Menschen jeder beliebigen Rasse können sinnlich veranlagt sein, aber die Sinnlichkeit wird sich dann bei jeder Rasse in einer anderen Weise auswirken.



Bild 35: Derselbe. Der Ausdrucksstil dieser Rasse entfaltet sich weniger im Antlitz als in der Gesamterscheinung und ihrer Haltung und Gliederbewegung (siehe Bild 36).

Es ist ein Märchen, daß „der“ Südländer sinnlich sei und „der“ Nordländer nicht, nur sieht eben die nordische Sinnlichkeit ganz anders aus als die der verschiedenen südgeborenen Menschenarten; und der Leistungsmensch verhält sich zu seiner Sinnlichkeit ganz anders als Menschen anderer Rassen sich zu ihrer Sinnlichkeit verhalten.

Was nach diesen Abzügen verbleibt, ist die reine Umrißlinie der beiden in der Haltung einander entsprechenden Profile. Gemeinsam ist das nach hinten weit ausgeschwungene Schädeldach, das bei beiden mit seidig feinem Haar — beim einen mit hellem, beim andern mit dunklem — umkleidet ist; gemeinsam ist der knappe Schwung im Seitenumriß des Gesichts, gemeinsam die tiefe Augenlage, die Schlankheit aller Linien und Flächen. Doch zeigen die beiden Gestalten eine verschiedene Weise des Schlankseins, und gerade diese Weise ist das Entscheidende bei der Bestimmung des Rassentypus. Bei Beschreibung des nordischen Kopfes stellen sich Worte ein wie: scharfumrissen, kantig, streng. Solche Worte passen nicht auf ein Antlitz wie das unseres Venezianers. Seine Formen sind wohlgezirkelt, weichgeschwungen, gefällig. Seine Schlankheit ist nicht ragend, sondern zierlich. Die Ähnlichkeit und die Verschiedenheit beider Typen wird gekennzeichnet, wenn wir sie so bestimmen: die Formen des Typus von Bild 7 sind bei dem von Bild 36 ins Kleine, Leichte, Zierliche, ins Spielerische übersetzt. Alle Linien streben hier nach leichtflüssiger Gefälligkeit. Auch sie schwingen gleichsam aus sich selber hinaus, aber nicht zum Ausgriff auf ein Objekt, an dem etwas zu leisten wäre, sondern zum Spiele vor einem Zuschauer, dem es zu gefallen gilt. In der Haltung des jungen Venezianers auf dem betrachteten Bilde ist dieser Zug der Darbietung schon fast zur Pose ge-



Bild 36: Derselbe. Das Leben des Darbietungsmenschen ist ein Spielen vor dem Zuschauer.

worden: „Pose“ ist die übersteigerte Form, die Verzerrungsform der Darbietung.

Die Darbietung ist der entscheidende Wesenszug dieses Typus. Bei dieser Einsicht gilt es, im Auge zu behalten, daß die Darbietung und das in ihr gegebene Gefallenwollen, das Spielen vor einer zuschauenden Gemeinschaft, ganz ebensowohl einen tiefen Ursprung haben kann wie einen flachen. Gefallenwollen kann ein Beglückenwollen sein und ist dann, an sich betrachtet, nicht minder „wertvoll“ als das Leistenmüssen. Und wiederum: ein leeres Leistenmüssen, das keine lebendigen Werte schafft, ist ebenso öde wie ein leeres Spiel mit gefälligen Formen und ist also ebenso „wertlos“. Stiltypen auf ihren Wert hin gegeneinander abzuwägen, führt innerhalb der reinen Wissenschaft zum Widersinn. Außerhalb rein wissenschaftlicher Betrachtung — im praktischen Leben also — ist ein solches Verfahren berechtigt und geboten. In der geschichtlichen Entwicklung eines Volkes zum Beispiel kann der Glaube an die Einzigwertigkeit eines bestimmten Typus die Triebkraft des geistigen Wachstums und schöpferischer Handlungen sein; er kann auch zu künstlichen Beschränkungen und Verödungen, zum Pharisäertume führen. In der Wissenschaft aber ist ein solcher Glaube so schädlich wie jedes andere Dogma. Einen wissenschaftlich „objektiven“ Wertmaßstab vermöchte ja nur der zu finden, der selbst an keinem Stiltypus teilhätte, und dies ist keinem endlichen Geschöpf beschieden. Jeder Stiltypus — jede echte Artung, jede echte Rasse — hat eine besondere, in ihrem Wesen gründende, nur ihr eigene



Bild 37: Griechisches Mädchen aus Trikkala. Die „Dame“ rüstet sich zur Darbietung vor der zuschauenden Gesellschaft.

innere Ordnung ihrer Werte; und diese jedem Rassenbilde innewohnende liegende artrechte Wertordnung eben gilt es aufzuweisen.

Die Bezeichnung „Darbietungsmensch" ergibt sich aus dem Obigen von selbst. Wir werden daneben die Bezeichnung „mittelländischer Mensch" gebrauchen, weil sich ein stilhafter Zusammenhang dieser Menschenart mit der Mittelmeerlandschaft aufzeigen läßt*).

Blutseinschläge mittelländischer Rasse sind zumal im Westen Deutschlands bemerkbar; doch sind sie zu gering, als daß von ihnen eine wesentliche Beeinflussung des deutschen Lebensstiles hätte ausgehen können. Dennoch hat der Stil des mittelländischen Darbietungsmenschen stärkstens auf die Gestaltung deutschen Lebens eingewirkt, aber nicht durch Blutsanmischung, sondern durch kultürliches Vorbild. Das gilt nicht für vergangene Jahrhunderte nur, sondern für die alltägliche Gegenwart. In allem, was wir heute als „romanisches" (aber nicht als römisches) oder als „welsches" Wesen bezeichnen, ist der Stil, der dieses Wesen bestimmt, der des mittelländischen Darbietungsmenschen. Obschon das Wort „welsch" einen abschätzigen Beiklang hat und in ihm etwas dem deutschen Volksbewußtsein Fremdes abgelehnt wird, ist doch noch heute vieles welsch im deutschen Leben, zum Beispiel manches in den noch immer üblichen Formen des



Bild 38: Dieselbe.

*) Vgl. mein Buch „Die nordische Seele", 6. Abschnitt (Seele und Landschaft: Nordland und Mittelmeerland). — Dortselbst ist im 11. Abschnitt (Nordisch und Mittelländisch. „Romanisch" und „Welsch") der Stil des Darbietungslebens in verschiedenen Bereichen — Geschlechterliebe, Haß, Rache, Ruhm usw. — aufgezeigt worden.



Bild 39: Dieselbe. Die Sorge um die eigene Erscheinung ist vielleicht die einzige Sorge, die der Darbietungsmensch aus der Tiefe erlebt.

gesellschaftlichen Umgangs zumal zwischen den beiden Geschlechtern.

Innerhalb des Gemeinschaftslebens ist der Darbietungsmensch ganz anders auf den Mitmenschen bezogen als der nordische Leistungsmensch. Diesem ist der Genosse der Gemeinschaft entweder ein Werkgenosse, mit dem er etwas leistet, oder aber der Mitmensch wird ihm selbst zu einem Werke, an dem er etwas leistet. Dem Darbietungsmenschen aber ist der Mitmensch vor allem und in allem, was er sonst noch für ihn sein kann, ein Zuschauer. Sein Leben spielt sich wie vor einer Tribüne ab: es ist ein Spiel vor der zuschauenden Gemeinschaft, und ohne diese Gemein-



Bild 40: Dieselbe.



Bild 41: Dieselbe.

Bild 40: Gefällig sein heißt hier gefallen wollen nach festen Regeln.
Bild 41: Die Ausgelassenheit ist hier nicht (wie beim nordischen Weibe, vgl. Bild 17/18) frei auf ein Gegenüber gerichtet, sondern richtet sich nach der Spielregel „Kavalier und Dame".

schaft wäre sein Leben nichts. Einsamkeit bedeutet dem nordischen Menschen die Wahrung eines für jeden Fremden unbetretbaren Bezirkes, der zum Bestande seines Wesens gehört; dem Darbietungsmenschen aber ist Einsamkeit sinnlos und unerlebbar, denn sie setzt die innerste Triebfeder alles seines Erlebens außer Kraft.

Der Mittelländer spielt nicht nur vor jedem Genossen seiner Gemeinschaft (besser: seiner Gesellschaft), sondern er spielt auch mit ihm. In jeder Gemeinschaft mit mittelländischen Menschen wird man also notwendig in die Rolle des Spielpartners versetzt. Durch Regeln des Umgangs bestimmt ist jede Gemeinschaftskultur, nicht nur die des Mittelländers; dem Darbietungsmenschen aber wird dieses Regelwerk zum Selbstzweck und gewinnt die Bedeutung von Spielregeln. Je stärker darbietungsmenschliches Leben sich selbst kultürlich auf die Spitze treibt, desto fester wird dann jede Beziehung zwischen Mensch und Mensch von der Spielregel erfaßt, desto weniger Raum läßt es einzelmenschlicher Gestaltung, bis schließlich jeder Ausdruck einer Eigenart als Unart gewertet wird. Das gilt z. B. für die Beziehung zwischen Mann und Weib. Durch die artrechte Spielregel mittelländischen Stiles werden sie zu Spielpartnern mit der Rollenverteilung „Kavalier“ und „Dame“.

Die ars amandi, die Kunst, aus der Liebe ein raffiniertes Spiel immer wechselnder Spannungen zu machen, war schon von Ovid gelehrt worden. Seine Schüler wurden die südfranzösischen Troubadoure. Durch alles mittelländische Gemeinschaftsleben zieht sich die künstliche Trennung der Geschlechter, die dem nordischen Menschen im tiefsten Grunde so fremd ist, denn ihm gilt der weibliche Mensch seiner Art als ein vollberechtigtes Wesen, das selbständig über sich verfügt. Der Mittelländer aber braucht die künstliche Trennung: sie schafft einen schwülen Dunst der ständig gespannten Erregung, die Lebensluft seines Liebens. Die Trennung führt zu einer künstlichen Hinabwertung oder Hinaufwertung des Weiblichen. Die Troubadoure werten das Weibliche künstlich hinauf (freilich nur das Elite-Weibliche), indem sie aus den Anbetungsformen der Kirche und den Dienstformen des Lehnsvasallenwesens (nicht etwa des nordischen Gefolgschaftswesens) sich ihre Spielregeln zum Damendienste holen. Und dieses Gesellschaftsspiel der

mittelländischen Kavaliere und Damen erobert sich nun die abendländische Gesellschaft: das ganze Spielregelwerk einer Darbietungskultur, durchflochten mit kirchlich-morgenländischen Zügen, wird den germanischen Männern und Frauen des Abendlandes eingedrillt. Die Höfe werden zu Hohen Schulen der ritterlichen Zucht. Aber solche „Zucht" hat nichts zu tun mit Züchtung, vielmehr wirkt sie der Züchtung reinen Blutes entgegen: sie vergewaltigt das im Blute sprechende Gesetz artrechter nordischer Lebensführung durch die künstliche Herrschaft eines artwidrigen Vorbilds. „Ritter" heißt der Zögling des welschen Kavaliers; höfisches Rittertum ist nicht Adel im bluthaften Sinne, sondern etwas, das nach Lektionen lernbar ist: ein Regelwerk, das schließlich auch ein Wicht beherrscht. Es ist wahr, daß die germanische Welt den Wertgehalt des Rittertums und selbst des höfischen Damendienstes, des Minnespiels, vernordet hat: durch die ganze germanische Geschichte zieht sich ja dieses verhängnisvolle Bemühen, Artfremdes in Eigenes zu verwandeln. Gewiß sind Werte entstanden auf diesem Wege — wer aber weist uns die Werte, die geopfert wurden? Ein bißchen germanische Vertiefung des welschen Gesellschaftsspieles wurde mit einer gründlichen, bis heute dauernden Verwelschung der germanischen Welt, mit einer Wertverfälschung der nordischen Frau bezahlt. Jeder Handkuß, mit dem in unserer Gesellschaft die deutsche Frau „geehrt" wird, macht sie zur „Dame", zur Spielpartnerin nach den Regeln eines uns bluthaft fremden Spieles und leugnet ihr nordisches Wesen.

Mit alledem soll nun aber keineswegs gesagt sein, dem nordischen Menschen sei alles Spielen fremd. Das Gegenteil ist richtig. Aber nordisches Spielen hat anderen Ursprung und Sinn. Der nordische Mensch kann kindlich bleiben sein ganzes Leben lang und kann sich die Freude am kindlichen Spiel bewahren: die Kinderei, die Neckerei, die Freude, dem andern einen Streich zu spielen — das alles kann sehr wohl in nordischer Weise geschehen. Heiterkeit, die sich in solchem Spielen betätigt, ist vielen nordischen Leistungsmenschen verliehen gerade als Ausgleich zu ihrem Leistungsernste. Doch zwischen nordischem Spielen, z. B. in der Weise der Neckerei, und dem mittelländischen Spiel vor der Tribüne nach einem vorgeschriebenen Regelwerke der Gesellschaft, ist ein Unterschied wie etwa zwischen dem Lachen eines Kindes und dem einer Soubrette.

Damit soll nicht das mittelländische Spiel bekrittelt werden, z. B. das galante Spiel zwischen Kavalier und Dame. Zwischen mittelländischen Darbietungsmenschen ist es ja stilgemäß und artrecht: es ist eine rechte Weise darbietungsmenschlicher Gemeinschaft. Ganz anders aber liegen die Dinge dann, wenn ein nordischer Mann eine nordische Frau im Stile eines welschen Kavaliers als Dame behandelt und „galant" ist nach Spielregeln mittelländischen Stiles. Galanterie ist nicht der artrechte Ausdruck nordischer Frauenverehrung. Es ist ein tiefer Unterschied, ob das Küssen einer Frauenhand einem besonderen Augenblick entspringt als echter und völlig freier Ausdruck einer aufwallenden Verehrung, oder ob es nach den erlernten Regeln höfischer Zucht als Begrüßungsformel gespielt wird.

Oft gibt ja der Norde, der diese Formeln gebraucht, dem ganzen höfischen Regelwerk einen leistungsmenschlichen Sinn: es dient ihm als ein Verfahren zur Sicherung des Abstands. Doch bedarf nur einer, der des Abstands nicht sicher ist, solcher künstlichen Sicherungen. Der gesunde nordische Vollmensch braucht sie nicht, denn er *hat* Abstand: er lebt im Abstand, wenn er artrecht lebt. Er bedarf zur Wahrung nordischen Abstands keiner nordfremden Mittel.

Der nordische (und noch deutlicher der fälische) Vollmann wirkt unecht, sobald er sich in die Haltung des galanten Höflings begibt, denn er kann nie ein Meister, nur ein Nachahmer der ihm artfremden Formen sein. Die nordische Frau, auch wenn sie aus Erziehung mitspielt, empfindet dieses Spiel im Grunde als lächerlich und eitel, und durch jede Galanterie eines nordischen Mannes muß sie sich erniedrigt fühlen, weil sie darin als Mensch nicht ernst genommen wird. Soll Ritterlichkeit einen nordischen Sinn gewinnen, so kann es nur der sein: gerade den eigensten Wert des anderen Menschen zu erspüren, um ihn da zu ehren, wo ihm Ehre gebührt, und seine Freiheit zu achten.

Der Aufbruch deutscher Menschen in der „Jugendbewegung" war zwar wenig vom Wissen um rassische Dinge geleitet, aber diese Jugend hatte ein feines Ohr für das, was echt ist und was nicht. Darum wandte sie sich ab von fremden Formen und zog sich den Tadel derer zu, die aus Treue am Überlieferten haften, weil es überliefert ist. Treue ist recht, doch darf sie nicht blind sein. Die

deutsche Jugend hat heute gelernt, jede Überlieferung nach ihrem Ursprung zu fragen. Ist sie artrechten Ursprungs, gut; wenn nicht, dann muß sie fallen, weil sie artwidrig wirkt, indem sie uns verwirrt. Höher als alle andere Treue steht die zum Artgesetze: Recht der Art bricht jedes andere Recht.

## 4. Der Offenbarungsmensch

Die wüstenländische (orientalide) Rasse

(Dazu die Bilder 42—61)

Die erscheinende Gestalt des nordischen Leistungsmenschen und die des mittelländischen Darbietungsmenschen zeigten sich — in ihrem Umriß wenigstens — so wenig von einander verschieden, daß wir die zweite als die zierliche, spielerische Ausgabe der ersten bezeichnen durften. Und dennoch bedeutete diese scheinbar geringe Abwandlung der sichtbaren Gestalt einen tiefen Unterschied in den Ausdrucksmöglichkeiten, die jedem der beiden Typen seinem Wesen nach gegeben sind. Noch feiner und leiser scheint die Verschiedenheit der Erscheinung des mittelländischen Darbietungsmenschen von der des neuen Typus zu sein, den unsre nächste Bilderreihe (42—61) vorführt. Nur wer gewillt ist, seinen Blick auf das Wesentliche, das Lebendige und Lebenhaltige, nämlich den Ausdruck und die Ausdrucksbahnen, zu richten, vermag diese feinen Verschiedenheiten und ihre entscheidende Bedeutung zu erspüren.

Die Bilder 42—44 zeigen einen jungen Araber aus Judäa. Das Gesicht ist gegen die grelle Sonne geschützt durch das Kopftuch, die Züge sind verdunkelt, nur die Augen leuchten aus dem Schatten hervor mit einem traumhaft-tierhaften Glanze. So wie auf dem Bilde 42 können solche Augen Stunden um Stunden glimmen: man weiß nicht, „blicken" sie wirklich, d. h. sind sie auf irgendeinen Punkt der umgebenden Welt gerichtet, oder ist ihr Blick ohne Richtung, glimmt ihre Glut rein in sich selbst. Sie sind in gleicher Weise der Schauplatz seelischer Versunkenheit und plötzlich aufspringender lodernder Leidenschaft (vgl. Bild 53).

Der Bau des Gesichtes und der ganzen Gestalt ist, wie wir schon eingangs bemerkten, nicht unähnlich dem der nordischen und noch ähnlicher dem der mittelländischen Gestalt, wenn man nur das Meßbare beachtet: schlanker Schwung, schmale, klar abgesetzte



Bild 42



Bild 43



Bild 44

Bild 42—44: Arabischer Halbbauernjunge aus Palästina. Offenbarungsmensch, wüstenländische Rasse. Die leibliche Erscheinung ist geeignet, ein Leben auszudrücken, das von Augenblick zu Augenblick auflodert und verglimmt.

Flächen, die Linien noch weicher vielleicht als die mittelländischen, solange sie nicht von Wind und Sand und Sonne verwittert sind (vgl. den Jüngling auf Bild 42—44 mit dem Manne auf Bild 45/46). Aber dennoch ist etwas im Wesen dieser Züge, was sie tief unterscheidet von denen des Leistungs- und des Darbietungsmenschen; etwas, das freilich im Bilde — wenigstens im Lichtbilde — kaum erfaßbar ist: so klar diese Züge scheinbar gestaltet sind, gerade das Wort „gestaltet" wird ihrem Wesen nicht gerecht, weil ihre durchlebten Linien zu flimmern scheinen, vergleichbar dem Umriß einer Flamme: je länger man hinschaut, desto minder faßt sie der Blick.

Die Gestalt des Rumpfes und der Glieder ist biegsam-überschlank und leicht: gleich ausdrucksfähig für rasches Auflodern des Lebens in zuckender Plötzlichkeit zu schwungvoll-verwegener Tat wie für die Versunkenheit einer gleichsam aufgeringelten Ruhe. Auch hier — wie beim Darbietungsmenschen — sind der Rumpf und die Glieder nicht minder am Gesamtausdruck beteiligt wie das Antlitz. Kopfbilder geben also nur einen bescheidenen Ausschnitt dessen, was hier der Vergleichung des Ausdrucks zugrunde gelegt werden muß. Der Schaffung eines zur Darstellung ausreichenden Bilderstoffes stehen aber zweierlei Schwierigkeiten entgegen: erstens ist hier alles ausdrucksmäßig Wichtige, soweit es den Rumpf und die Glieder betrifft, allein in dem Verlaufe der Bewegung selbst zu finden und nicht in einer statisch darstellbaren Phase, darum könnte nur eine kinematographische Wiedergabe der Ausdrucksbewegungen genügen. Diese aber — und hier liegt die zweite Schwierigkeit — müßte auf solchen Aufnahmen beruhen, die durchaus ohne Wissen der Abzubildenden gemacht sind. Die Menschen dieser Art verlieren zwar ihre Freiheit nicht in dem Maße gegenüber der Kamera, wie der mittelländische Darbietungsmensch sie verliert, aber ihre Gebärde stockt und gerinnt gleichsam, sobald sie bewußt werden. Nur aus dem Unbewußten können sie völlig echt sein. Insofern ist es nicht widersinnig, zu sagen, der Mittelländer bleibe echter gegenüber der Kamera als die Menschenart, die sich in unsrer neuen Bilderreihe darstellt. Darbietung macht ja das Wesen des mittelländischen Stiles aus, und auch wenn sie sich zur Pose verzerrt, bleibt sie noch immer verzerrte Darbietung und insofern stilecht. Der Mensch aber, der uns aus den jetzt betrachteten Bildern an-

blickt — wir meinen die gesamte Reihe 42—61, die diesem Abschnitt zugrunde liegt —, ist kein Meister der Pose: verliert er die Unbewußtheit, so gerät er aufs Glatteis. Während eines Gespräches, das ihn ablenkt, kann er von der Bewußtheit wieder und wieder frei werden: voll-echte Augenblicke sind dann immer wieder erhaschbar. Die kinematographische Aufnahme eines Verlaufes aber müßte stets sofort nach Beginn unterbrochen werden, falls es nicht gelingt, vollständig unbemerkt zu bleiben. — Auch unser arabischer Halbbauernjunge war in dieser Hinsicht ein schwieriger Fall. Doch bot sich endlich der fruchtbare Augenblick zur Abbildung.

Das Bild 43 zeigt einen Ausdruck kindlicher Verlegenheit: der Junge wurde von seinen Gefährten geneckt, was ihn nicht völlig unberührt ließ; aber seine Haltung blieb im Grunde frei gegenüber der Kamera und dem Beschauer. Die Augenblicke, in denen er bewußt „dastand", waren selten: immer wieder sank er ins Unbewußte zurück, da er im Grunde nicht begriff, was mit ihm vorging. Daß er als einziger von vielen, die sich (in der Hoffnung auf ein Geldstück) eifersüchtig dazu drängten, zur Abbildung erkoren wurde, verlockte ihn nicht zur Darbietung oder gar zur Pose, noch machte es ihn gierig, sondern es schien ihn mit einer schlichten Wonne zu erfüllen, wenn er auch von Zeit zu Zeit, als würde er von innen her plötzlich weggerissen, auflachend die Flucht ergriff. Der mehr und mehr neidische Spott seiner Gefährten schien ihn dann und wann zu stören, aber harmlos, ohne ihn stark zu erregen. Seine Haltung im Gespräch mit den Gefährten und mit dem Verfasser blieb stets in den Grenzen schlichten, heiteren Anstands. Dieser Junge ist ein Mensch von sehr bescheidenen Gaben: es spricht kein „Geist" aus diesem Antlitz, das doch jeden Augenblick bereit ist, von innen her durchglüht, ja durchlodert zu werden. Begabung oder Mangel an Begabung sind ja Sache des Einzelmenschen, nicht des Stiltypus: Begabungen sind Eigenschaften, nicht Stilgesetze.

Nehmen wir in Gedanken den beiden Männern auf Bild 42—44 und 45/46 das arabische Kopftuch fort, so tritt die Ähnlichkeit des Gesichtsbaus mit dem des nordischen Leistungsmenschen und des mittelländischen Darbietungsmenschen noch deutlicher hervor. Die Ähnlichkeit mit dem nordischen Antlitz ist deutlicher bei der verwitterten Form (Bild 45/46) als bei der weichen Jugend-





Bild 45/46: Beduine aus dem Ostjordanland.
Ungewohnte Schwierigkeiten werden nicht „bewältigt" (vergleiche Bild 12), sondern verwirren den wüstenländischen Menschen bis zur Fluchtergreifung.





Bild 47/48: Arabisches Mädchen (Christin) vom Libanon.
Derselbe Vorgang wie auf Bild 46, ins Mädchenhafte gewendet.

form (Bild 42—44), weil die Verwitterung eben diese Weichheit, die dem reifen nordischen Antlitz widerspricht, scheinbar hinwegnimmt und dem Gesicht eine Härte aus zweiter Hand verleiht. Doch hat solche Härte, wie eine Vertiefung in Bild 45/46 lehrt, eine andere Bedeutung als die nordische Härte. Diese gründet ja durchaus in der leistenden Hinwendung zur gegenüberstehenden Sache, die für den nordischen Menschen etwas bedeutet, dessen Bearbeitung ihm aufgegeben ist. Seine stilgemäße Haltung gegenüber seiner Umwelt ist auf deren Versachlichung gerichtet, die zugleich den Abstand sichert: eine noch so starke Gefühlsbeteiligung an ihr wird durch die Zügel der Sachlichkeit gemeistert. Jede andere Haltung wäre Stilverletzung und daher „unedel" nach dem Stilgesetze des nordischen Leistungsmenschen. Jene Härte aber, die aus dem Antlitz der Bilder 45/46 spricht, hat einen anderen Sinn und Ursprung. Sie ist gewordene Härte, eine Schutzhärte gegen die angreifende Macht einer harten Landschaft und einer harten Lebensweise. Sie ist Härte der Schale, nicht des Kerns. Der Kern ist verloren, wenn die Schale zerbricht.

Der Sinn dieser Sätze wird deutlicher durch eine Vergleichung der Bilder 45/46 mit den beiden folgenden Bildern (47/48). Die beiden Bilder des arabischen Mädchens sind Ausschnitte eines längeren Verlaufes, der mit einem für diesen Typus bezeichnenden Abbruch endete. Das Mädchen wurde bei stark bewegter Frühjahrsbewölkung aufgenommen, die jähen, störenden Wechsel in der Beleuchtung brachte. Durch die immer wieder nötige Änderung in der Belichtungsdauer zogen sich die Aufnahmen stark in die Länge. Das Mädchen befand sich im Gespräche mit einer Frau, die ihr fremd war und nur wenig arabisch verstand. Aus anfänglicher schelmischer Heiterkeit schlug die Stimmung des Mädchens plötzlich um in eine nervöse Gequältheit, und eben diesen Zustand halten die Bilder fest. Eine kleine Zufälligkeit genügte dann, daß sie aufweinend davonlief. — Die nächste Begegnung mit diesem Mädchen im Kreis ihrer Familie ließ kaum eine Spur mehr von diesem Erlebnis merken.

Ganz ähnlich war der Verlauf bei der Abbildung des Beduinen auf Bild 45/46. Ich traf ihn in der Altstadt von Jerusalem, sprach ihn an und fragte ihn ziemlich ohne Umschweife, ob ich ihn abbilden dürfe. Der Beduine ging mit einer scheuen Zurückhaltung darauf

ein, und es war zu merken, daß ihm das Ansinnen schmeichelte. Die Aufnahmen wurden dann auf einem geräumigen Platz, dicht bei der Grabeskirche, gemacht. Der Platz war nicht schlecht gewählt hinsichtlich der Beleuchtung, und anfangs ging alles gut: die gespannte, allzu bewußte Einstellung des Abzubildenden löste sich rasch im Gespräche. Dann sammelte sich um uns das Geschmeiß, das vielleicht nirgends so dicht ist wie im Bereiche der Grabeskirche, und redete ohrenbetäubend auf den Armen ein: die Aufnahmen würden für das Kino gemacht, dabei werde viel Geld verdient, darum müsse er eine große Belohnung fordern usw. Der Beduine, dem schon die städtische Umgebung fremd und verwirrend war, wußte nicht ein noch aus. Auf seinem Antlitz erschien dieselbe nervöse Gequältheit wie auf dem gegenüberstehenden Bilde des jungen Mädchens (Bild 48). Er hielt sich erst noch einen Augenblick, fand aber die sichere Haltung des ersten Bildes nicht wieder, stieß einen Fluch aus, ballte die Fäuste gegen das Pack und wiederholte nur das eine Wort klâb! klâb! (d. h. Hunde! Hunde!). Er ging, und der Verfasser ging noch ein Stück weit an seiner Seite und suchte ihn zu beruhigen. Er aber kämpfte sichtlich mit Tränen der Scham und verschwand. Die Schale war durchbrochen, jeder seelische Widerstand war für ihn aussichtslos. Denn nur die Schale ist hart, darunter verbleibt jene Weichheit, die das Gesicht des Jünglings (Bild 42—44) und des jungen Mädchens noch unverkrustet zeigt. Die sachliche Wesenshärte des nordischen Leistungsmenschen ist diesen Menschen fremd. Der nordische Mensch tritt seiner Umwelt gegenüber und beurteilt sie: indem er sie versachlicht, behauptet er sich ihr gegenüber unveränderlich als er selbst. Diese Menschen aber leben in dem wechselnden Antrieb, der aus ihrem Innern springt und sich nicht in einem dauernden Urteil festigt und behauptet. Sie sind Kinder des Augenblicks, der sie überkommt mit Großem und Geringem.

Wir scheuten uns, den jungen Araber auf Bild 42—44 einen Bauern zu nennen, obschon seine Tätigkeit der eines Bauern entspricht. Aber dieses Wort „Bauer" befaßt für uns einen Sinn, der die Stäte in sich birgt, einen Sinn also, der dem widerstrebt, was ein Mensch dieser Art sein kann und will. Ein Blick ins Antlitz unsres jungen Arabers lehrt, daß man ihn nicht an die Stelle z. B. des friesischen Bauern, den Bild 1/2 zeigt, versetzen könnte.





Bild 49/50: Beduine von wüstenländischer Rasse. Bild 50: Der zugeworfene Augenblick wird aufgefangen, man überläßt sich dem, was er bringt.





Bild 51/52: Derselbe. Das Hinhorchen ist die Grundhaltung des wüstenländischen Offenbarungsmenschen.

Leistende Arbeit, die sich die Tage und die Stunden einteilt und voraus in die Zukunft greift, ist nicht seine Sache: er lebt nicht in Tagen und Stunden und Jahren, sondern im Augenblick. Zwischen dem jungen „Bauern" auf Bild 42—44 und dem jungen Beduinen auf Bild 51/52 ist ein Unterschied der Beschäftigung, nicht des Stiles. Nomadische Lebensweise, die sich an keine Scholle bindet, sich keinem dauernden Wohnsitz verhaftet, sondern wechselnd und flüchtig bleibt, ist die Lebensweise, die dem flüchtigen Stile dieser Gestalten entspricht. Auch die „Bauern" dieses Typus bleiben innerlich im Grunde Nomaden, und hierdurch ist die Weise ihrer seltsam unstäten, undauernden Wirtschaft erklärt*). Ich habe sie darum hier Halbbauern genannt. Soweit ihre nomadische Abkunft sich noch verfolgen läßt, dürften wir sie auch Halbbeduinen nennen. Der Abkunft gerade dieses jungen Menschen und seines Stammes bin ich in späteren Jahren nachgegangen: er gehört einem solchen verbauerten Stamme ehemaliger Nomaden an.

Der junge Beduine auf Bild 49—52 ist, auf sein Einzelmenschliches betrachtet, dem jungen Halbbauern auf Bild 42—44 an Begabung, zumal an Verstandesbegabung, keineswegs überlegen. Verfasser hat zwar die Begabungen beider Männer nicht gemessen (Begabungsstatistiker würden vielleicht sagen: „Schulzeugnisse standen leider nicht zur Verfügung"), doch halten wir es für möglich, daß unser Beduine bei einem amerikanischen Begabungsexamen noch schlechter abschneiden würde als jener Halbbauernsohn. Und dennoch lebt in dem Antlitz des Beduinen etwas, das uns veranlaßt, ihm menschlich den Vorrang vor dem jungen Bauern zu geben, nämlich dies: daß in seinem Ausdruck der Rassentypus sich freier und reiner ausspricht. Dies mag seinen Grund in der seelischen Geschichte beider Männer haben: der eine führt ein Leben, das dem seelischen Stile des Rassentypus entspricht, ein beduinisches Leben, während der andere den in seiner Seele waltenden Stil gegen seine bäuerliche Beschäftigung durchsetzen muß, die im Grunde

*) Wir reden hier nicht von den Arabern, sondern von den Menschen des Rassentypus, den wir in diesem Abschnitt herausarbeiten möchten. Bei weitem nicht alle Bauern der arabisch sprechenden Länder gehören diesem Typus an. So gibt es denn dort auch Bauern, deren Wesen weit mehr dem entspricht, was wir — im nordischen Sinne — Bauern nennen. — Das arabische Wort fellâḥ ist durch die moderne abendländische Redeweise vom „Fellachentum" in seinem Sinne verfälscht und dadurch wissenschaftlich unbrauchbar geworden.

seinem Rassenbilde widerstreitet. Der Beduine ist durch sein beduinisches Leben stilecht erzogen im Sinne seiner Rasse, während jener Bauer, eben durch sein bäuerliches Leben, immer auf dem Wege ist, dem Stile seines Wesens entfremdet zu werden. So ist denn im Antlitz jenes Halbbauernsohnes etwas Gehemmtes zu finden, etwas, das nicht sich frei hinauszuleben wagt, während der junge Beduine ungehemmt er selbst ist: er lebt den in ihm vorgezeichneten Rassenstil.

Er wußte, daß er abgebildet wurde, aber es war nicht schwer, ihn abzulenken. Auf Bild 49 und 50 hat ihn die Kamera im Reiten erfaßt. Eine Menge umringt ihn und redet auf ihn ein, was ihn erheitert und ein wenig verlegen macht, aber seine Gelassenheit nicht wegscheucht. Vor den Aufnahmen 51 und 52 war er abgesessen und stand an sein Tier gelehnt, während ich mit ihm sprach. Vor der Aufnahme 51 rief ihm irgendwer von oben etwas zu, worauf er in der Richtung des Rufes horchte. Diesen Augenblick erfaßt das Bild. Es erfaßt den Ausdruck, in dem der Stil dieses Typus sich am bedeutsamsten entfalten kann und der vielleicht allem anderen Ausdruck, den ein Mensch dieser Art sonst noch zu zeigen vermag, mehr oder minder deutlich stets zugrunde liegt. Trifft dies zu, dann stellt dieses Bild die wichtigste mimische Möglichkeit des hier betrachteten Typus dar, die Ausdrucksmöglichkeit, in der das Wesen dieses Stiltypus am deutbarsten hervortritt. Es ist das aufschlußreichste Bild innerhalb dieser mimischen Reihe, von dem aus alle anderen Bilder der Reihe verstehbar werden. Das Hinhorchen hat auf diesem Bilde — äußerlich gesehen — einen zufälligen Anlaß. Aber ein gelassenes oder auch ein erregtes Hinhorchen scheint alles Erlebnis dieser Menschen im Grunde zu begleiten. Wir finden es auch auf den übrigen Bildern dieses Beduinen, sehr deutlich auf Bild 50 und auf den meisten andern Bildern unserer Reihe: auf Bild 42—46 und Bild 47/48 (in Verwirrung geratend); minder deutlich in dem Frauenantlitz Bild 56—61, sehr deutlich aber an den beiden Köpfen Bild 54 und 55: gerade diese seltsame Haltung des halbgeöffneten Mundes, wobei die Oberlippe sich auf einer Seite höher zieht, ist typisch für die Menschen dieser Art und ist der kindliche Ausdruck dieses Hinhorchens, ihrer seelischen Grundhaltung, hier vermischt mit launischer Abwehr.

In diesem seelischen Hinhorchen liegt zweierlei beschlossen. Es ist, wie wir sagten, die Grundhaltung dieses Typus und also das,

was in all seinem Erleben sich gleichbleibt. Aber es ist ein Hinhorchen auf den kommenden Augenblick, der von oben zufällt, und auf das, was er bringt: auf das im Erleben Wechselnde also, das sich niemals gleichbleibt. Und wiederum liegt es in diesem Hinhorchen, daß die Seele sich ihren wechselnden Augenblicken in gläubiger Gelassenheit ergibt, sich ihrem Spiele überläßt wie einem Wunder, das aus der Hand eines Höheren fließt. Hierin liegt die Gefahr — wenn man so will, die „Schwäche" — dieser Seelenart und ihre Größe zugleich, die Quelle ihrer eigentümlichen schöpferischen Kraft. Wo nämlich ein schöpferischer Funke lebt in einer Seele solchen Stiles, da wird ihr Hinhorchen zu einem Lauschen auf die Stimme ihres Gottes werden. Alles Wissen um göttliche Dinge fällt ihr zu durch Offenbarung.



Bild 53: Beduine aus dem Ostjordanland in heftigem Wortstreit.

Das Wort Offenbarung kennzeichnet den Typus in seiner höchsten Vollendung, aber freilich nur in dieser. Nicht alles Hinhorchen ist ein Lauschen auf die Stimme eines Gottes, und nur der höchste Augenblick kann echte Offenbarung bringen. Der Beduine auf Bild 53 ist von einem Augenblicke minderen Ursprungs durchlodert. Es war auf dem Tiermarkt an der Birket es-Sultân, und ein Gefährte warf ihm vor, er habe ihn um zwei ägyptische Pfund betrogen. Da ergriff den Beduinen ein Zorn, daß er nichts mehr sah und hörte von dem, was um ihn vorging (auch den Verfasser nicht, der ihn mit der Kamera umkreiste). Doch war zu merken, daß sein Gegner recht hatte.

Vom nordischen Stilgesetze aus beurteilt, müssen solche Menschen unbeherrscht erscheinen. Der Norde „beherrscht sich", d. h. er tritt sich selbst, als einem objectum, gegenüber und unterstellt sich seinem



Bild 54: Jemenitisches Mädchen (Jüdin) in Jerusalem



Bild 55: Arabische Bäuerin aus Silwan bei Jerusalem.

Bild 54/55: Seelisches Hinhorchen (vgl. Bild 51/52) und launische Abwehr (vgl. Bild 59—61).







Bild 56—58: Jemenitische Jüdin, Gattin eines Thora-Schreibers. Wüstenländische Rasse.





Bild 59—61: Dieselbe. Die Laune als Abwehr- und Lockungsmittel des gezähmten wüstenländischen Weibes.

Urteil. Er leistet etwas an sich selbst. Auch der Mittelländer übt Herrschaft über sich selbst: die des Dirigenten, der seine inneren Kräfte vorspielen läßt. Beiderlei Verhalten ist dem Menschen des hier vorgeführten Typus völlig fremd und unbegreiflich: in das innere Spiel der Augenblicke eingreifen zu wollen, wäre ihm Pfuschwerk und Gotteslästerung. Und während der reine Norde berechenbar ist und auch der reine Mittelländer, ist dieser Mensch seinem Wesen nach unberechenbar: die Augenblicke kommen und gehen, wie der Wind weht, niemand weiß, woher und wohin. Am wenigsten weiß es er selbst. Er kann jetzt ein spielendes Kind sein und jetzt ein Prophet und jetzt ein gefährliches Raubtier.

Alle Eigenschaften, die ein einzelner Mensch dieser Art besitzen mag, sind durchwirkt von den hier gezeichneten stilhaften Zügen. Wenn er z. B. mutig ist, so ist sein Mut ein solcher, der aus dem Augenblick entspringt zu rascher, verwegener Tat und wieder verfliegen kann im nächsten Augenblicke. Wenn der Augenblick aufleuchtet, dann ist der Mut da, und wenn der Augenblick erlischt, dann ist er nicht da, und es ist, als wäre er nie gewesen.

Notwendig werden solche Menschen zur Laune neigen. Das Wort „launisch" meint nicht etwas Stilgesetzliches, sondern eine Eigenschaft des Einzelmenschen; aber diese Eigenschaft wird durch den geschilderten Stil der Flüchtigkeit begünstigt: er wirkt sich leicht in Launen aus*). Das gilt besonders von der Frau dieses Typus und spricht deutlich genug aus dem Antlitz auf Bild 56—61. Die Frau dieser Art will launisch sein, denn sie fühlt, daß im Launischsein ihr Stil sich frei und echt entfaltet. Sie sieht einen Wert in der immer wechselnden Laune, denn der Laune entspringt der Reiz, der den artgleichen Mann zu ihr hinlockt, der Reiz, der ihr Herrschaft verleiht in einem stilechten Liebesspiele: durch den Reiz der Laune wird jede einzelne zu einer kleinen Königin. Und der Mann will Laune des Weibes: nur so vermag sie ihn zu fesseln von Augenblick zu Augenblick. Er kann das schillernde Spiel ihrer Launen als eine Perlenkette von Offenbarungen genießen, wenn ihm der Sinn danach steht, oder er kann es bändigen, wie man ein Raubtier bändigt: mit derselben Teilnahme und demselben Ge-

*) Über die Beziehungen zwischen dem Stilgesetze und begünstigten Eigenschaften vgl. den 12. Abschnitt: Stilgesetz, Eigenschaft, Anlage.

nuß. Sie ist unberechenbar wie er selbst, und das soll sie auch sein: darin liegt ihr stilechter Wert.

Die Bilder 56—61 zeigen Ausschnitte aus einer mimischen Reihe, die völlig von dem springenden Wechsel der Laune beherrscht ist. Die Dargestellte ist eine südarabische (jemenitische) Jüdin aus alter Sippe. Bild 60 zeigt jene typische Mundhaltung, bei der die eine Seite der Oberlippe etwas höher gezogen wird (vgl. oben S. 67 zu Bild 54 und 55), auf diesem Bilde bei geschlossenem Munde. Das Hinhorchen ist hier fast völlig von der launischen Abwehr verdeckt.

Die hier gegebene Darstellung wurde nach einem wenig mehr als einjährigen Verweilen im arabischen Morgenlande geschrieben. Ihm folgten dann drei weitere Jahre des Einlebens und Mitlebens mit arabischen Menschen, zumal mit Halbbeduinen des Jordantales und mit Vollbeduinen der nordarabischen Steppen und Wüsten. Die Einblicke, die ich in dieser Zeit gewann, bestätigten mir durchaus das oben Dargestellte; nur durfte ich die Dinge immer voller und lebendiger und wohl auch tiefer sehen. Einen Teil des Miterlebten enthält mein Buch „Als Beduine unter Beduinen" (Freiburg i. Br. 1934). Je tiefer ich in das arabische Leben, das vom Stile dieser Menschenart bestimmt ist, eindrang und seine verschiedenen Rollen zu spielen lernte, desto deutlicher gab auch dieser Lebensstil sich als beherrscht von einem festen Regelwerke. Auch diese Regeln sind als Spielregeln zu verstehen; aber das Spiel, das sie regeln, ist noch etwas mehr als nur ein Spiel und hat einen anderen Sinn als das Spiel des Darbietungsmenschen. Dieser spielt vor der zuschauenden Gesellschaft, die zugleich zum Partner seines Spieles wird. Wer in der mittelländischen Welt eine persönliche Eigenart entfalten wollte, die gegen die Regel verstößt, der würde lächerlich werden, denn Eigenart ist dort Unart. Hier aber, in der Welt eines Menschen, dessen Erleben in der Offenbarung gipfelt, gilt auch die Spielregel selbst als etwas Geoffenbartes, und ihre Verletzung löst bei den Zeugen eine Beschwörungsformel aus*). Der Sinn des Regelwerkes weist also hier auf Göttliches: es soll das Leben gottgefällig leiten. Verletzung der Spielregel ist hier nicht nur Unart, sondern Gotteslästerung.

---

*) aʿûḏu billâh (zu ergänzen: min eš-šejṭân er-raǧîm)! Ich nehme meine Zuflucht zu Gott vor dem gesteinigten Satan!

„Dieses Regelwerk gestaltet die Außenseite des beduinischen Lebens. Gemeinschaft, selbst primitivste, unter beduinischen Menschen und gar eines Fremden mit Beduinen wäre ohne diese Spielregeln nicht möglich. Aus ihnen baut sich — von außen her — der beduinische ‚Charakter'. Ohne sie würde er jeglichen Halt verlieren. Von innen gesehen nämlich ist der echte Beduine ein Mensch des ‚Zufalls'. Die Weise, in der er seine Welt erlebt und sich zu ihr verhält, könnten wir den Stil des Zufallens nennen. Sein Leben fällt ihm zu von Augenblick zu Augenblick, und oft scheint es, als ob seine Augenblicke untereinander keinerlei Verbindung hätten. Der Augenblick wird ihm gleichsam zugeworfen aus den Händen seines Gottes, und die Sache des Gläubigen ist es, das Zugeworfene demütig zu erfassen — so, wie der Bettler einen Pfennig auffängt aus der Hand des Spenders. Alles, was dem Menschen zufällt, kommt von Gott, und es ist nicht Sache des Menschen, das Zugefallene zu prüfen. Erwerb geschieht nicht durch zielgerichtete Leistung (das wäre nordischer Stil des Erwerbens), sondern durch rechtes Erfassen der von Gott geschenkten Beute. Wenn ein Wehrloser dir in den Weg läuft, so hat ihn Gott selber dir zugeworfen als Beute, also: plündre ihn aus bis aufs Hemd, nein, bis auf die Haut, und laß ihn dann laufen! — Mitleid? ‚Er könnte ohne Kleidung und Wasser und Reittier verdorren in der Wüste' —? Das Mitleid ist bei Gott! Dich da einzumischen, das hieße, dich überheben. Lästere Gott nicht, indem du die Beute ausschlägst! Wenn Gott dem Beraubten helfen will, so wirft er ihm zu, was er braucht: Kleidung, Wasser, Kamele." *)

Noch schwieriger als bei den vorbeschriebenen Rassentypen ist es bei diesem, eine treffende Bezeichnung zu finden, die sein Wesen in einem einfachen Worte anzudeuten vermöchte. Zwar ist dieser Typus an sich durchaus nicht schwierig und verwickelt, er ist so einfach wie die vorbeschriebenen Typen, aber sein Umriß zerfließt und verflüchtigt sich gleichsam vor dem zufassenden Griff des geistigen Blickes, weshalb wir oben seinen Stil beiläufig den Stil der Flüchtigkeit nannten. Doch deuten wir vielleicht noch mehr nach der Wesensmitte dieser Menschenart, wenn wir von einem Offenbarungsstile reden und den Menschen, der ihn lebt, den Offenbarungsmenschen nennen. Freilich darf dabei das Wort

*) L. F. Clauß, Als Beduine unter Beduinen, S. 103.

Offenbarung nicht in einem beliebig weiten Sinne verstanden werden, sondern nur so, wie es aus unserer Darstellung hervortrat. Daneben werden wir die Bezeichnung „wüstenländischer Mensch“ gebrauchen. Sie soll besagen, daß wir jene Landschaft, die sich um Wüsten lagert wie Länder um Meere und überall gleichsam in Wüste getaucht erscheint, nämlich die arabischen Steppen, als den stilgemäßen Hintergrund dieser Seelenart und als ihren natürlichen Lebensgrund betrachten. „Wüstenländisch“ soll nicht sagen, daß diese Menschen in der Wüste leben, sondern um die Wüsten Arabiens: auch die Bezeichnung „mittelländisch“ wollte ja nicht sagen, daß der mittelländische Mensch im Mittelmeere lebe. Wüste im strengen erdkundlichen Sinne des Wortes ist keine Landschaft, in der Menschen dauernd zu leben vermöchten. Ich habe den Zusammenhang der Landschaft mit der Erlebensweise des wüstenländischen Menschen in meinem genannten Buche geschildert und darf hier dorthin verweisen.

Der wüstenländische Mensch ist es, der die semitischen Sprachen, diese seltsam flüchtigen Gebilde, hervorgebracht hat als einen artrechten Ausdruck seines Wesens. Die heutigen Mundarten der nord- und innerarabischen Beduinenstämme geben noch ein voll lebendiges Beispiel dafür. Demgegenüber wurde die Entwicklung der seßhaften, zumal der städtischen Kulturen und Bevölkerungen, die wir heute nach ihren Sprachen als semitische bezeichnen, mehr und mehr vom Stile einer anderen Rasse mitbestimmt. Wir suchen diese im nächsten Abschnitt zu verstehen. Soweit aber Offenbarung als schöpferischer Antrieb wirkt, zumal in den Glaubenswerken semitischer Völker, dürfen wir sie als einen Ausdruck wüstenländischer Rasse verstehen. Dem unverwirrten nordischen Leistungsmenschen freilich ist solcher Ausdruck fremd. Goethe sagt es mit dem Munde seines Parsen:

Schwerer Dienste tägliche Bewahrung,
Sonst bedarf es keiner Offenbarung.

## 5. Der Erlösungsmensch

### Die vorderasiatische (alarodische, armenoide) Rasse

(Dazu die Bilder 62—82)

Die mimische Reihe Bild 62—69 stellt einen kurdischen Juden dar, der sich als Lastträger in Jerusalem beschäftigt. Bild 62 zeigt den seitlichen Umriß bei wenig bewegtem Mienenspiel. Wegzudenken ist — bei Erwägung des Baustils — der nach hinten stark ausladende Turban: in Wahrheit steigt der Umriß vom Nacken steil empor fast ohne jede Ausbuchtung des Hinterhauptes und wölbt sich dann in der Form einer steilen Kuppel bis zur Stirn. Bild 63 läßt am deutlichsten dieses jähe Ansteigen der Stirnlinie und der Hinterhauptslinie erkennen, die durch die Kuppel des Schädeldaches verbunden sind.

Wegzudenken ist ferner, bei Betrachtung des Baustils, der Bart, so sehr er im übrigen einzelne stiltypische Züge unterstreichen mag. Nach diesen Abzügen wird ein Umriß erkennbar, dessen Linien der Nase zuzustreben — besser: zuzuhangen — scheinen. Die Nase wirkt mehr wie eine nicht zu Ende geknetete Masse als wie ein fertig geformtes Gebilde; sie ist zugleich ein hangendes Gewicht, das den Schwerpunkt des Gesichtes in sich trägt, alle seine Linien an sich zieht und gleichsam immer im Begriffe steht, alles Formhafte in diesem Antlitz zu verschlingen. Von der Nase aus fällt dann der Umriß ab: das Kinn hat weder Masse noch ausgeprägte Form, es verschwindet gleichsam im Halse. Die Augen liegen (Bild 62) unter vielfach gefalteten Lidern tief in ihren Höhlen, und wenn die Lider sich senken und die Braue sich hebt (Bild 65), dann zeichnet sich die Wölbung der Augenhöhlen ab, und die Lider hangen wie ein schwerer Vorhang vom Gewölbe. In dieser Haltung tritt die Stileinheit der Augenform mit der Nase und dem ganzen Antlitz am überzeugendsten hervor: Bild 65 zeigt eine Geschlossenheit der Ausdrucksmöglichkeiten, in der die Stilreinheit dieser Gestalt sich kundtut.

Die Lippen sind hier verhüllt durch den Bart, nur die Unterlippe tritt auf einigen Bildern deutlicher hervor. Es ist eine fleischige Lippe, die — selbst bei gespanntem Ausdruck (Bild 66 und 68) — zu einer hangenden Haltung neigt und aus dieser Haltung heraus allem Ausdruck, der sich hier abspielt, sein stiltypisches Gepräge gibt.

Wir wenden uns zu den Bildern 64—65 und 66—69, die den Ausdrucksverlauf zweier Gespräche bieten. Dem Bilde 64 liegt die auf Bild 63 abgebildete Handlung voraus: ein in jüdischen Dingen hochgebildeter Herr, der den Verfasser begleitete, bot dem Lastträger eine Zigarette an und fragte ihn erst nach leichten Dingen: nach dem Gedeihen seiner Familie, nach der Lage der kurdischen Juden und ähnlichem. Der Angeredete sammelte sich erst: er senkte den Blick auf die Zigarette, die er in der Hand hielt, und schickte sich umständlich an, sich einzulassen auf das ungewohnte Gespräch mit einem gebildeten Herrn. Er rüstete seine Würde. Auf Bild 64 versucht er, aus Entgegenkommen, sogar ein wenig die Rolle des Weltmannes, in der er sich weder sicher noch wohl fühlt: mit ungelenken Fingern und wenig geformten Mienen will er elegant sein. Aber Eleganz hat mit seinem Wesen offenbar nichts zu tun. Nicht deshalb, weil er Lastträger ist und ungebildet: wie elegant vermag ein mittelländischer Lastträger zu sein, wie selbstverständlich ist diesem die formvollendete Anmut, fern aller Bildung. Echte Eleganz ist nur möglich als „natürliche" Eleganz, d. h. sie steckt im Blute, nicht im Anzug. Sie darf nicht verwechselt werden mit Vornehmheit: Mangel an Eleganz schließt nicht vornehmes Wesen aus. Aber sie ist nur möglich bei einer selbstverständlichen Zuwendung zur Welt. Weltabgewandte Menschen können nicht in natürlicher Weise elegant sein, oder ihre Weltabgewandtheit ist Pose. Unter den Köpfen dieser gesamten Reihe (Bild 62—82) ist keiner, der etwas von natürlicher Eleganz als wesentlicher Möglichkeit verriete, mit Ausnahme vielleicht des auf Bild 72—75 gezeigten Frauenkopfes, aber gerade dieser Kopf ist von Zügen wüstenländischen Stiles wesentlich mitbestimmt. Es scheint also, daß der Typus, der sich aus unserer Bildnisreihe abzuheben anfängt, seinem Wesen nach mit irgendwelcher Weise von Eleganz nichts zu tun hat.

Auf Bild 63 verbleibt noch das Wohlwollen des Beschenkten gegenüber dem Geber. Darnach aber wich es mehr und mehr einem forschenden Mißtrauen, das halb sich zurückzieht und halb sich in seinen Gegenstand, den ihm noch fremden Menschen, hineinbohrt. Das Wort „Gegenstand" bedeutet hier freilich etwas anderes als im Bereich des Leistungsmenschen und ist hier besser zu meiden. Der Blick einiger Bilder ist deutlich auf etwas gerichtet, aber nicht so, wie ein nordischer Blick, der den Gegenstand sich gegenüber und



Bild 62: Jüdischer Lastträger aus Kurdistan.
Erlösungsmensch, vorderasiatische Rasse. Lastender Stoff.

also im Abstand hält: dies eben liegt in dem uns gewohnten Sinne des Wortes „Gegenstand" (objectum), das aus leistungsmenschlichem Erleben geprägt ist. Der Blick des Bildes 62 z. B. befühlt gleichsam das ihm noch Unbekannte vorsichtig von allen Seiten und forscht nach seiner Beziehung zur Person, besser zum inneren Eigentum, des Blickenden. Dieser Blick spricht nicht von einem Gestalten- und Leistenmüssen an der Sache, eher von einem Wissenwollen, wie es im ruhelosen „Lernen" der jüdischen Schulen alter Art (der Jeschiwoth) geübt, gezüchtet und oft bis zum Krampfe gesteigert wird.

Dieser Mann hat aber keine Jeschiwah besucht, seine Wissensbildung ist — für einen strenggläubigen Juden — sehr gering, so daß er im Sinne des Judentumes gar nicht als ein „guter Jude" gelten kann. „Der geborene Jude muß sich doch noch selbst zum Juden machen" (Wellhausen). Ein „guter Jude" sein, bedeutet wesentlich auch dies: einen gewaltigen Stoff an lernbarem religiösem Wissen jüdischer Prägung bewältigt und in sich aufge-



Bild 63: Derselbe. Zu S. 77.

nommen haben. So scheint es, daß im Judentum ein besonderer Zug bewußt entfaltet und herausgehoben wurde, der aber von Hause aus nicht ein nur jüdischer Zug, sondern ein stilhafter Zug einer bestimmten Menschenart ist, der inner- und auch außerhalb des Judentumes vorkommt. Er läßt sich überall dort auch außerhalb des Judentumes finden, wo es Köpfe wie der dieses kurdischen Juden gibt,



Bild 64: Derselbe. Zu S. 77.



Bild 65: Derselbe. Ein gewöhnlicher Anlaß (vgl. S. 87) kann unversehens den Ausdruck einer vergeistigten Heiligkeit hervorrufen. Dadurch entsteht ein für diese Menschenart kennzeichnender Widerspruch zum Verhaftetsein im Stoffe.

genauer: Köpfe, die das oder doch Wesentliches von dem, was wir am Bau seines Kopfes als stiltypisch empfinden, mit ihm gemein haben.

Um den Ausdruck völlig zu verstehen, der aus dieser Bilderreihe spricht, ist es wissenswert, daß während der Aufnahmen mehr und mehr von Dingen jüdischen Wissens gesprochen wurde, wobei der Lastträger seinen Wissensmangel wie eine Schuld am Judentum empfand. Daher der gespannte Ausdruck, daher das Mißtrauen, das aus einer zwiefachen Unsicherheit entspringt: er weiß nicht recht, was dieser gebildete Herr eigentlich von ihm will, aber auch die Abwehr kann nicht recht in ihm erstarken, weil eben der andre, kraft besseren Wissens, ein „besserer Jude" ist als er. Mehr und mehr meldet sich doch ein Zug von abwehrender Gewalttätigkeit, aufgereizt durch das geistige Unbehagen, und tritt schließlich auf Bild 69 unverhüllt hervor. Aber diese Gewalttätigkeit ist nicht triebhaft sicher wie die eines Raubtiers, sondern wesentlich unsicher.

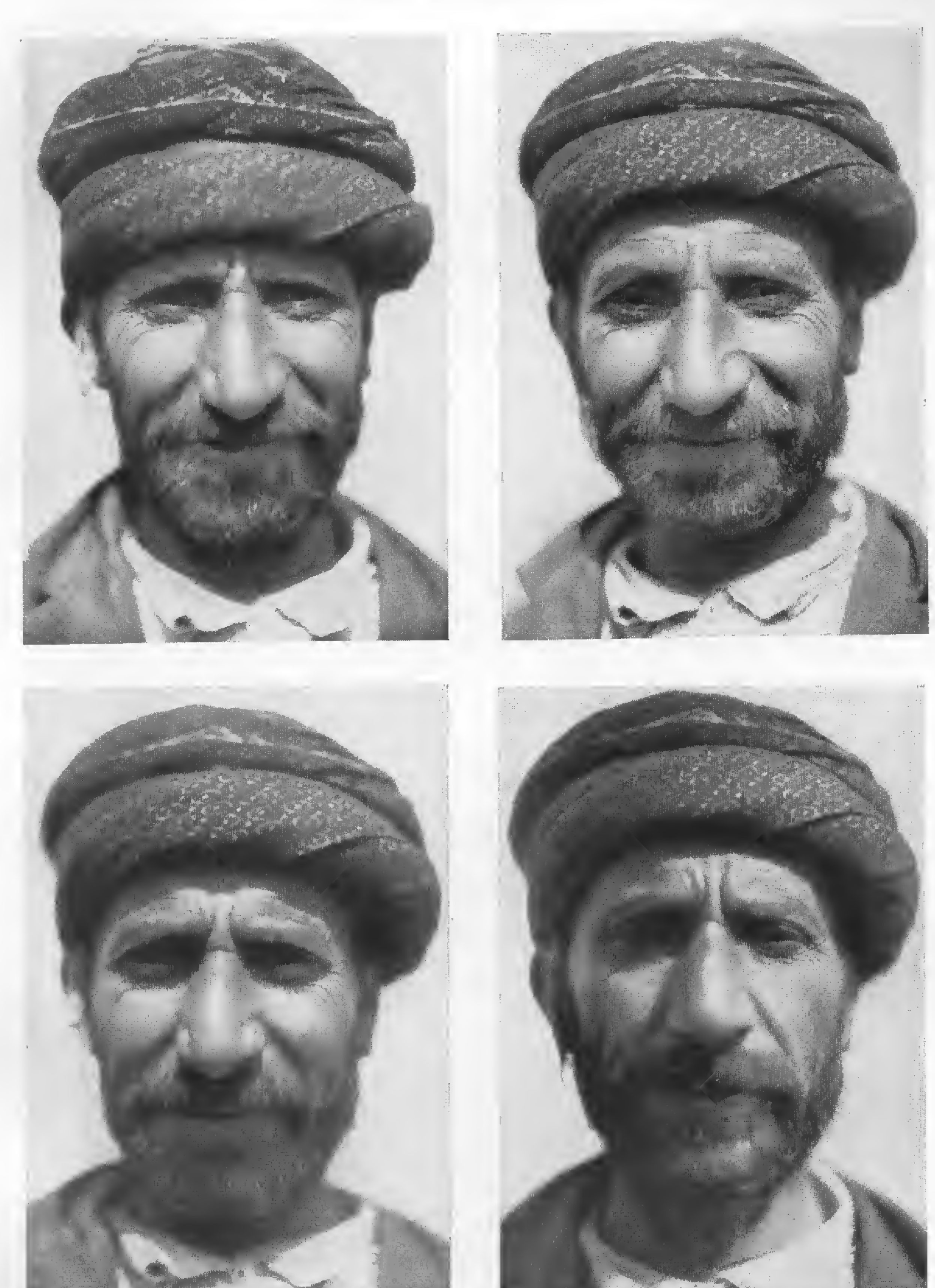


Bild 66—69: Derselbe. Ein Versuch zu schlichter Erheiterung (Bild 66/67) mißlingt; ein immer bereitliegender Mißmut gegenüber dem Einfach-Lebendigen bricht durch (Bild 68/69). Er entspringt aus dem Zwiespalt zwischen „Fleisch" und „Geist", der zum Wesen des Erlösungsmenschen gehört.

Gewalttätigkeit ist eine Eigenschaft, nicht ein stiltypischer Zug; sie gehört nicht dem Typus an, sondern diesem und jenem Einzelmenschen. Und es scheint, daß sie von dem Stiltypus, der aus unsern vorliegenden Bildern spricht, gerade nicht begünstigt, sondern gehemmt und dadurch der triebhaften Sicherheit beraubt wird. Es geht ein Zug auf „Vergeistigung" durch diesen Typus, der allem triebhaft Leiblichen feind ist und darnach ringt, es abzutun oder es umzudeuten in „Geistiges".

Wir haben das Wort „Geist" hier zwischen Gänsefüßchen gesetzt, um damit anzudeuten, daß es hier in einem ganz besonderen Sinne verstanden werden soll, nämlich nur im Sinne dieser Menschenart. Es gibt ja auch nordischen, mittelländischen, wüstenländischen Geist; aber im seelischen Haushalt aller jener Menschenarten ist es nicht vorgesehen, daß darin die geistigen Werte alle anderen Werte verschlingen. Zum nordischen Vollmenschen gehört es, daß Seele und Leib ein Ganzes bilden, das sich frei und kraftvoll entfaltet, denn nur aus vollsäftigem Leben erblüht ein gesunder nordischer Geist. Aber eben dieser Wertbereich der Gesundheit und freien Leibesfreude ist der Menschenart, die unsere neue Reihe darstellt, nicht als selbstverständlich gegeben. Er ist ihr fragwürdig und muß bei einer letzten Steigerung des artlichen Stiles sogar auf die Seite der Minus-Werte rücken: dann nämlich, wenn eine Seele dieser Art darnach strebt, sich in „reinen Geist" zu verwandeln. Geist ist für sie nicht etwas, das frei aus dem Innern strömt und hinausgreift, um die Welt zu fassen, mit ihr zu ringen und sie nach dem eigenen Gesetze zu gestalten; das ist die nordische Weise geistigen Schaffens. Für diese Menschenart dagegen ist Geist etwas, das ihr von außen her gesetzt wird als eine feste, vorgegebene Satzung: „Im Anfang war das Wort." Geist ist Wort und Wort ist Buchstabe und Buchstabe ist etwas Starres, Unwandelbares. Aufgabe des Menschen ist es, das Buch zu „fressen", d. h. die buchgefaßte Satzung so in sich hineinzuziehen, daß alles Innere, alles Lebendige von ihr durchsetzt wird und zuletzt an ihr erstarrt. Nur der Geist soll leben, indem er alles andere Leben verzehrt. Hier vollzieht sich der für den nordischen Menschen kaum faßbare Widerspruch: als das einzig zum Leben Berechtigte gilt hier das Starre, das allem, was wir Leben nennen, feind ist. Auch alle „Offenbarung" im Sinne des wüstenländischen Offenbarungsmenschen

(des Ursemiten also) erstarrt zur Satzung, sobald sie in die Hände dieser Menschenart gerät.

Die Geschichte der Völker, die wesentlich vom Blut und Geiste dieser Art bestimmt sind, hat eine Reihe typischer Gestalten hervorgebracht, die — sei es auch auf sehr verschiedenen Wegen — doch alle zum Ziele solcher „Vergeistigung" streben. Der Asket, der in der farbigen Fülle des Lebens nur eine Versuchung zum Abfall von der Satzung sieht und in der leiblichen Qual ein Mittel zur Abtötung des Fleisches findet, führt ein vollkommenes, ein geheiligtes Leben im Stile dieser Art. Ihm folgt (nach unten zu auf dieser Stufenleiter) der Ausleger der Satzung. Er tritt in vielerlei Formen auf, bis hinab zum auswendiglernenden kleinen Cheder-Schüler, der von seinem vierten Lebensjahre an vor lauter Buchstaben kaum mehr die Sonne sieht. Das moderne Leben aber hat zumal unter den in Europa wohnenden Juden unzählige Ersatzformen der „Vergeistigung" ausgebildet. Deren eine ist die naturentfremdete „reine" Intellektualität, eine andere das ruhelose An-sich-selbst-Herummachen nach den Anweisungen populärer psychoanalytischer Broschüren der Freudschen Richtung — ein Ersatzweg für Geistlose, der eine Erlösung ohne Opfer des Fleisches verspricht.

Doch wir haben vorgegriffen und kehren nun zu unseren Bildern zurück. Bei unserem Lastträger, dessen äußeres Leben sich in rauher, dumpfer Arbeit des Leibes erschöpft, ist von diesem Zuge zur „Vergeistigung" verhältnismäßig wenig zu spüren. Einem oberflächlichen Blick wird er kaum erkennbar sein. Aber er ist da. Manche Ausdruckslinien in diesem Antlitz erzählen deutlich von einer gewissen Arbeit der Seele an sich selbst, einer Arbeit freilich von geringem Erfolge, da es sich in unserm Einzelfall um eine Seele handelt, die schwerfällig ist und wenig begabt zu der Vergeistigung, nach der ihr Typus verlangt, und weil vielleicht niemand da ist, der ihr helfen möchte. — Dieser Zug nach Vergeistigung ist derselbe, aus dem auch jenes ruhlose Wissen-Wollen entspringt, jenes Immer-lernen-Müssen: nichts ist einfach für die Menschen dieser Art, nichts aus erster Hand, nichts triebhaft selbstverständlich, und darum können sie nur schwer aus erster Hand vertrauen. Sie vertrauen dann erst wahrhaft, wenn sie wissen, daß der andere mit ihnen zusammengeschlossen ist in einer Gemeinschaft, daß er sich

einer gleichen Satzung, einem gleichen Bekenntnis unterworfen hat wie sie. Vertrauen aufzubauen mit Menschen aus einer ihnen fremden Welt ist fast unmöglich.

Es ist etwas wesentlich Zwiespältiges in allem Ausdruck, der an diesem Antlitz erscheint, selbst noch auf den Bildern 66 und 67, wo das Mißtrauen am weitesten zurücktritt. Dieses Zwiespältige hat zunächst einen einzelmenschlichen Ursprung. Es kommt aus dem Mißverhältnis, das in dieser uns hier als Beispiel dienenden Einzelseele herrscht zwischen dem typischen Zuge zur Vergeistigung und der geringen geistigen Kraft, die diesem Manne zur Verfügung steht: er kann das Stilgesetz seiner Rasse nicht erfüllen, weil er die Gaben nicht empfangen hat, die dazu nötig sind. Ein Vollmensch zu sein im Sinne dieser Rasse, setzt also ein gewisses Maß an geistiger Begabung des Einzelnen voraus. Hier liegt die für diese Menschenart kennzeichnende Beziehung zwischen Stilgesetz und Eigenschaft, genauer: zwischen Stilgesetz und einzelmenschlicher Begabung*). — Der tiefste Ursprung des Zwiespalts im Antlitz dieses Mannes scheint aber doch rein in seinem Typus selbst zu liegen. Denn keine noch so große geistige Kraft des Einzelnen vermöchte es, eine schlackenlose Vergeistigung des Lebens durchzuführen. Solang es eben noch ein Leben ist, verbleibt ein Rest, der wesentlich nicht-geistig sein muß: „das Fleisch". Der Widerstreit zwischen „Geist" und „Fleisch" liegt allem Erleben dieser Menschenart zugrunde, und zwar beim Einzelmenschen desto mehr, je stärker und reiner sein Erleben vom Stilgesetze beherrscht ist. Der Widerstreit kann dort, wo ein schöpferischer Funke lebt in einer Einzelseele dieses Typus, zum Anstoß einer schöpferischen Unruhe werden, zum Triebwerk einer schaffenden Kraft. — Doch wir entfernen uns von dem, was die vorgelegten Bilder zeigen.

Der Ausdruck des Bildes 66 und noch mehr des Bildes 67 weist auf die Möglichkeit, sich diesen Mann in einem ihm vertrauten Kreise zu denken, in einem Kreise, wo er ohne Vorbehalt vertraut und sich behaglich dem Genuß des Tages überläßt: in der Familie. Hier ist ein Erlebnisbereich, wo jener Widerstreit seine Macht verliert. Hier gibt es Dinge, die nicht völlig ihres einfachen Daseins aus erster Hand beraubt sind: „erlaubte" Dinge. Auch die sinnliche Lust, die Lust des „Fleisches", ist hier erlaubt, freilich nicht an sich

*) Vgl. den 12. Abschnitt: Stilgesetz, Eigenschaft, Anlage.

und um ihrer selbst willen. Sie ist einem Zwecke unterworfen, der sie heiligt. Der Genuß des Weines dient der Beschwingung der geistigen Kraft, damit sie desto heftiger sich dem Fleisch entwinde. (Dies gilt auch in der geistlichen Familie: der Gemeinde.) Der Genuß des Geschlechtes dient der Fortpflanzung des Stammes, der als ein religiöses, und das heißt hier: ein höchstes geistiges, Gut verstanden wird. Das dem geistigen Zweck unterworfene „Fleisch" ist geheiligt*).

Außerhalb dieses Bereiches ist „das Fleisch" das Unheilige schlechthin, das Widerspiel des „Geistes", der Feind aller artgesetzlichen Werte dieser Seelenart. Das Fleisch muß überwunden werden, das ist hier Anfang und Ende alles Lebenswerkes. Aber das Fleisch ist da und behält seine drohende Macht, es kann desto aufsässiger werden, je mehr es vom Geiste bekämpft wird. Wohl, es gibt Einzelmenschen dieses Typus, die mit wenig „Fleisch" begabt sind; ihnen kann das Lebenswerk der Selbstvergeistigung, der Erlösung vom Fleische, fast restlos und mühelos gelingen. Bild 82 erzählt von dieser Möglichkeit. Aber es gibt auch Einzelmenschen dieser Art, die mit „Fleische" reich, ja verschwenderisch begabt sind: in diesen wird der Kampf des Geistes wider das Fleisch zu einem unendlichen Ringen werden, und es wird an der Kraft und dem Ernst des geistigen Willens in der einzelnen Seele hangen, ob sie das Fleisch unterjocht oder ihm unterliegt.

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
bleibt dem Menschen nur die bange Wahl;
auf der Stirn des hohen Uraniden
leuchtet ihr vermählter Strahl.

Die beiden ersten Zeilen sind christlich erlebt, und das heißt hier eben: im Sinne des Zwiespaltmenschen (nennen wir ihn jetzt schon den Erlösungsmenschen), nach dessen Stilgesetz das Christen-

*) Unsre Darstellung hat in den letzten Sätzen die Dinge vom Judentume her gesehen, weil eben unser gegenwärtiges Beispiel ein Jude ist. Der Gegenstand unsrer Untersuchung aber ist hier nicht das Judentum, sondern der aus unserer Bilderreihe sich entwickelnde Stiltypus. Das jüdische Wesen ist seit alters stark bestimmt von diesem Typus und hat sich dann mehr und mehr im Stile dieses Typus ausgebildet; insofern ist hier zugleich von Jüdischem die Rede. Aber das jüdische Wesen ist noch von anderem mitbestimmt, und wiederum ist das Vorkommen des hier entwickelten Typus durchaus nicht auf das Judentum beschränkt. Menschen dieses Typus finden sich im ganzen Morgenlande, in Südosteuropa bis herein nach Mitteleuropa.

tum, in seinen paulinischen Zügen wenigstens, geschaffen ist. Sinnenglück wird zur Sünde gestempelt, die den Seelenfrieden störe; das Fleisch wird „sündig", wenn es seine tierhafte Unschuld verliert unter den Händen des Geistes. Die beiden letzten Zeilen aber sind hellenisch erlebt, und das heißt hier: im Sinne einer anderen Menschenart, die von diesem Zwiespalt nichts weiß, nämlich des nordischen Leistungsmenschen, nach dessen Stilgesetz das frühe apollinische Hellenentum erwuchs. Hier gibt es weder „Fleisch" noch „Geist", sie sind eines, und ihre Einheit ist im Stande der Unschuld. Diese Einheit aber sieht Schiller, in dessen christlicher Erziehung etwas vom „Geiste" des Erlösungsmenschen zu Worte kam, als ein Unwirkliches, dem Menschen Versagtes: als ein „Ideal".

Wir kehren zurück zu unsren Bildern 66—69. Sie sind dem Schlusse eines Gesprächs entnommen, nachdem Verfasser sich lange vergeblich bemüht hatte, das Antlitz des Abzubildenden, ohne daß diesem etwas davon bewußt wurde, in die günstigste Beleuchtung und zugleich in den gewünschten Ausdrucksverlauf zu bringen. Der Mann fing an ungeduldig zu werden, denn er verstand nicht, warum eine photographische Aufnahme so lange dauern sollte: die Straßenphotographen machten es doch viel schneller, und obendrein konnte man dort sein Bild gleich mitnehmen. Aber eben die Ungeduld brachte den Mann in die günstige Stellung zum Lichte, die er bisher hartnäckig gemieden hatte. Und noch einmal gelang seine Erheiterung, wie sie die Bilder 66 und 67 darstellen, Bild 67 sogar mit einem Anflug von behaglicher Entspannung. Aber das Mißtrauen lauert noch im Hintergrunde: auf Bild 68 tritt es wieder deutlich hervor. Eine krampfartige Spannung setzt ein, und es ist zu erkennen, daß solcher Ausdruck diesem Antlitz sehr gewohnt ist. Hinter dem gegenwärtigen Ausdruck des Unmuts über die lange Inanspruchnahme spielt ein Ausdruck des Mißmuts gegenüber dem Leben überhaupt, der sich gleichsam schon eingefahren hat in diese Ausdrucksbahnen. Denn außerhalb des heiligen Bannes, von dem wir oben sprachen, ist alle einfache Lebensfreude zur Sünde gestempelt und somit verdrängt durch die stilgesetzliche Erziehung; aber die geknechtete Natur ist nicht erstorben, sie ist nur ihres Wertes beraubt und rächt sich, wenn sie einmal kann, an der Herrschaft des Geistes. Sie kann in der ein-

zelnen Seele eine währende, heimliche Verzweiflung zeugen und einen schwelenden Haß gegenüber allem einfach Lebendigen. Bild 68 erzählt von dieser Möglichkeit.

Nach Einsatz dieses Ausdrucksverlaufes bat Verfasser seinen Mitarbeiter, den Mann gegen ihn selbst und das Photographieren aufzuhetzen, um dem Antlitz noch die letzte Steigerung des Unmuts zu entlocken. Der Mitarbeiter sprach — mit Hinweis auf den Verfasser —: „Nun hält dieser Herr uns schon so und so lange auf, denn er kann nichts — er soll doch erst mal photographieren lernen, ehe er an den Leuten herumpfuscht! Wenn er jetzt nicht Schluß macht, werden wir ihn verhauen." In diesem Augenblick fiel die Aufnahme 69. Der bisher mühsam zurückgehaltene Unmut stürzt sich gleichsam in die Ausdrucksbahnen, gewalttätige Triebe setzen zum Sprung an. Die Eigenschaft „Gewalttätigkeit", die hier im Ausdruck durchkommt, gehört — wie wir schon früher sahen — nicht dem Typus an: es gibt Einzelmenschen dieses Typus, in denen nicht die leiseste Spur von Gewalttätigkeit zu finden ist und die doch darum nicht minder typisch sind; z. B. die auf Bild 70/71 und Bild 82 abgebildeten Menschen. Wo aber in einem Einzelmenschen dieses Typus die Eigenschaft „Gewalttätigkeit" vorkommt, da wird sie — wenn nicht eine stilwidrige Erziehung sie hervorkehrt — peinlich verhüllt, oder aber sie wendet sich gegen sich selber und zwingt die Seele zu einer besonderen Weise des Asketentumes: zur Peinigung ihrer selbst im Dienste der Vergeistigung. Diese Eigenschaft entspringt ja jenem Bereiche, den wir „das Widerspiel des Geistes" nannten; darum muß sie vom Geiste unterworfen und geknechtet werden oder — umgewendet in Geistiges.

Wir vergleichen Bild 69 mit Bild 65. Die Möglichkeit des Ausdrucks, wie sie in Bild 69 hervortritt, ist nun, da wir den Umfang der mimischen Möglichkeiten dieses Antlitzes überschauen, auch schon auf dem Bilde 65 zu finden, aber sie ist dort nicht verwirklicht, nicht entfaltet. Der Ausdruck des Bildes 65 ist durch eine Frage hervorgerufen, die der Familie und somit einem geheiligten Bezirke galt: sie wirkte sich so aus, daß der Gefragte die Augenlider senkte und den Rauch seiner Zigarette vor sich hinblies. Diese Bewegung bringt hier den Ausdruck der „Heiligkeit" hervor, wenn auch in einen rohen Stoff gezeichnet. Der Stoff ist roh, das bedeutet: dieser Einzelmensch ist nicht befähigt, den Ausdruck der „Heiligkeit" in

reiner Vergeistigung zu vollenden. Das ist die Unvollkommenheit dieses Einzelmenschen: er ist unvollkommen im Sinne des Typus, den er darstellt. Und dennoch ist dieser Ausdruck der „Heiligkeit" die wichtigste mimische Möglichkeit auch in *seinem* Antlitz: sie ist die Ausdrucksmöglichkeit, in der das Wesen dieses Stiltypus am deutbarsten hervortritt. Das Bild 65 ist das aufschlußreichste innerhalb dieser Reihe, von ihm aus sind alle ihre übrigen Bilder zu verstehen. Ein solches Antlitz ist geschaffen, um diesen Ausdruck zu verwirklichen. Was es sonst noch birgt an Möglichkeiten des Ausdrucks, tritt zurück hinter dieser; sonst entstellt sich das Antlitz, vom Stilgesetze seines Typus aus beurteilt. Wo Gewalttätigkeit sich durchsetzt, darf sie nur als Gewalttätigkeit des „Heiligen" erscheinen, oder sie verstößt gegen die Wertordnung des Typus. Wohl gibt es Gesichter dieses Stils, aus denen deutlich zu lesen ist, daß ihre Träger sich dem „Fleische", der „Welt", einer ungeistigen Machtgier (etwa nach Gelde) rücksichtslos ergeben und allem Geiste abgeschworen haben. Aber all solches Verhalten spielt sich doch im Geltungsbereiche des Stilgesetzes ab, nur eben mit Verletzung des Gesetzes, durch einen *Abfall von den maßgebenden Werten des Typus*: durch einen blutgeschriebenen Pakt mit dem Teufel*). Die Macht des Stilgesetzes äußert sich dann im heimlichen Stachel des Gewissens.

Wir haben das Antlitz des jüdischen Lastträgers vorangestellt, weil dieser Mann, mit dem Maße des Typus gemessen, ein „einfacher Mensch" ist: er verkörpert den Typus auf einer niedrigen (primitiven) Stufe, wo die typischen Möglichkeiten noch wenig entfaltet sind. Er bietet ein Beispiel, das in Deutschland nicht zu finden ist, denn die hiesigen Juden sind „intellektualisiert" oder sonstwie von der primitiven Stufe des Typus entfernt, oder sie sind vom Stilgesetze Abgefallene — soweit sie eben überhaupt von diesem Stiltypus bestimmt sind. In das „primitive" Antlitz jenes Lastträgers aber finden wir schon die ganze Zwiespältigkeit, die Fülle der einander widersprechenden und doch sich zur Stileinheit fügenden Möglichkeiten dieses Typus eingezeichnet, und manche davon deutlicher als in anderen Gesichtern, die mit größerem Erfolge vergeistigt sind.

*) Gotik und „faustisches" Wesen haben einen Zug des Erlösungsmenschen, eingeschlungen in den Stil des nordischen Leistungsmenschen.

Von etwas tieferer Vergeistigung zeugt das Antlitz, das wir auf den nächsten Bildern (70 und 71) finden. Sie stellen einen Juden aus Urmia (Aserbaidschan) dar. Er lebt als Hausierer in Jerusalem, wohnt dort im Judenviertel der Altstadt zwischen Aschkenasen und hat sich in der Kleidung diesen angeglichen. Betrachten wir sein Antlitz neben dem vorigen, so fällt ein Zug ins Schlanke auf, wodurch es leichter und geformter ist als jenes; die Grundzüge des Baustils aber sind dieselben, in ihrer Gesamtwirkung ein wenig abgewandelt durch das eingemischte Schlanke. Die hangende Schwere der Nase ist erleichtert, so daß sie nun einen gewissen Schwung erhält. Auch in den Wangen ist Schlankes mit Lastendem verbunden: sie werden lang und schmal am Munde und laden nach den Schläfen hin breiter aus (vgl. Bild 71). Ähnliches gilt für die Augen. Kennzeichnend für die Einlagerung des Auges im vorigen Antlitz war die Form des rechtwinkligen Dreiecks: ein sehr spitzer Winkel lag nach der Schläfe zu und der rechte an der Basis bei der Nasenwurzel; vgl. Bild 66—69, zumal das Bild 66, wo durch Haltung und Beleuchtung die Form des Augenlagers sich besonders deutlich abhebt. Auf Bild 70 und 71 erscheinen dieselben Formen, aber gleichsam gelöst. — Was darüber hinaus die Erscheinungen beider Männer unterscheidet, liegt im Ausdruck einiger Eigenschaften ihrer Seelen, also im Einzelmenschlichen und nicht im Stiltypus.

Einen Hinweis auf die Herkunft dieses schlanken Zuges, der im Antlitz des Juden von Urmia lösend und erleichternd wirkt, erhalten wir vielleicht aus dem, was die Begegnungen mit diesem Manne lehrten. Die erste Aufnahme (70) ist aus einer Gruppe festlich gestimmter Menschen herausgegriffen, die sich auf einem Platze bei Jerusalem zum Lag Baomer*) versammelt hatten. Der Abgebildete stand mitten zwischen Aschkenasen, und auch von diesen wurden einige aufgenommen. Dennoch ward es unserem Manne sogleich bewußt, daß ich gerade ihn aufs Korn genommen hatte, und es schien sich nun zweierlei in ihm abzuspielen. Deutlich berührte es ihn, daß er ausgewählt und vorgezogen wurde, und er schien sich einem unbestimmten Gefühle der Berufenheit zu ergeben. Doch es beschämte ihn zugleich, daß er — zumal an diesem festlichen Tage — so wichtig genommen wurde vor anderen, die ihm würdiger schienen als er. Denn er ist sich bewußt, ein Geringer zu sein unter

*) Jüdisches Fest.



Bild 70/71: Jude von Urmia, Hausierer. Wüstenländischer Einschlag erleichtert den vorderasiatischen Zug ins Lastende.

seinem Volke, weil sein jüdisches Wissen gering ist und er also den ihm gebotenen jüdischen Weg zur Vergeistigung nur lässig und nur ein Stück weit beschritten hat. Äußerlich entzog er sich der Abbildung nicht, eben deshalb, weil er hier innerlich untertauchen konnte in der Menge. Eine verlegene Scheu sprach aus der Weise, wie er die Augen niederschlug, wenn ich ihn ansah. Einen solchen Augenblick erfaßt das Bild 70. — Seitdem begegnete ich diesem Juden häufig auf der Straße, meist bei arabischen Wohnungen weit vor der Stadt, wo er still und freundlich und ein wenig krumm mit seinem umgehängten Warenkasten daherzog, nie aufdringlich und marktschreierisch, wie sonst Hausierer sind, stets mit einem hinhorchenden Warten im Antlitz und einem Lächeln der Bescheidenheit. Er schien ängstlich gegenüber der



Welt und ihr fremd im Innersten, und dennoch behütet vor Schaden durch Schlauheit, die deutlich aus allen seinen Bildern spricht.

Schlauheit ist eine Eigenschaft des Einzelmenschen, nicht ein stiltypischer Zug. Es gibt Menschen jeder Rasse, die mit Schlauheit begabt sind, wie es Menschen jeder Rasse gibt, die nicht begabt sind mit Schlauheit. Typisch verschieden aber sind die Weisen, wie Schlauheit angewendet wird von den verschiedenen Menschenarten. Dieser Mann hier verwendet seine Schlauheit, um sich heimlich gegen die Gefahren seiner Weltfremdheit zu schützen, um so mehr als er sich meist unter Arabern bewegt. Mehr aber leistet ihm seine Schlauheit nicht. Die Weltseite seines Daseins ist ihm — ganz im Stile des Erlösungsmenschen — die unwichtige Seite: es genügt, sich soweit zu erhalten, daß man fähig bleibe zur „Vergeistigung". Diese selbst zu fördern freilich ist unser Mann nicht sehr geeignet, obwohl er geistig gar nicht „unbegabt" ist: ihn hindert seine menschliche Einfachheit. Der Stachel des Fleisches fehlt ihm, der den Geist zum Streit antriebe. Darum begnügt sich dieser Mann, ein Geringer zu sein gegenüber den Höheren, d. h. den Vertretern des Geistes im jüdischen Sinne.

Die Aufnahme 71 wurde einem Gespräche dieses Hausierers mit demselben gebildeten Juden entnommen, der den Ausdrucksverlauf auch der vorigen Bilder gelenkt hatte. Der Hausierer zog auf der Straße an uns vorbei mit seinem Kasten, da riefen wir ihn an. Er ahnte gleich, daß es sich um etwas Besonderes handle und wollte sich entziehen, wohl eben deshalb, weil ihm der Ruf, der an ihn erging, etwas bedeutete. Er erschrak davor. Das Gespräch galt dann der in seiner Heimat noch gesprochenen neu-aramäischen Mundart. Der Unterredner setzte die Unterhaltung in dieser Sprache fort und verscheuchte so die Befangenheit des Angeredeten durch ein erheitertes Staunen Beim Abschied wollte der Hausierer weder einen Bachschîsch annehmen, noch ging er auf das Versprechen, ihm ein Bild zu schenken, ein. Er hatte sich zur Verfügung gestellt, weil er sich dem Rufe nicht länger entziehen mochte, aber er wollte keinen Vorteil davon.

Das Vorgeführte genügt, um die stiltypischen Züge im Wesen dieses Mannes zu erkennen. Die Grundlinie ist die des Erlösungsmenschen (mit dem inneren Vorbilde des Heiligen, vgl. den Blick

des Bildes 71), aber sein Gesamtbild wird deutlich mitbestimmt durch wüstenländische Einfachheit und Flüchtigkeit und jenes Hinhorchen auf Berufung: auf den zufallenden Augenblick, aus dem die Offenbarung leuchtet — lauter Züge, die den erlösungsmenschlichen Zwiespalt sich nicht auswirken lassen. Damit ist der schlanke Zug im Bau seiner leiblichen Erscheinung und in seinem Ausdruck nun verständlich: er entstammt einem wüstenländischen Einschlag. Das im Typus wesentlich Unterscheidende zwischen diesem Antlitz und dem vorigen ist damit aufgehellt.

Auch der Frauenkopf der Bilder 72—75 ist stark mitbestimmt von wüstenländischen Linien; in seinen Augen ist etwas von offenbarungsmenschlichem Glanze, doch sind sie gleichsam verhangen von den schweren Lidern des Erlösungsmenschen. Es spricht etwas vom Erlebnis der „großen Welt" aus diesem Antlitz, aber all solches Erleben bleibt hier ohne Blüte: es ist gebrochen vom Gesetze des Erlösungsstiles.

Was uns veranlaßt hat, ein so stilgemischtes Antlitz in dieser Bilderreihe, die einen reinen Stiltypus darstellen soll, zu zeigen, ist der Zug stilechter erlösungsmenschlicher Vornehmheit, den wir in keinem Antlitz so deutlich fanden wie in diesem. In den halbverhangenen Augen verrät sich ein Bedürfnis, alles zu wissen über die innere Lage des andern, auf den sie blicken. Aber dieses Verlangen tritt nicht frei hervor, sondern verhüllt sich. Solches Wissenmüssen um den andern macht sich bei nicht vornehmen Einzelmenschen dieses Typus leicht als eine — für nordisches Empfinden — taktlose Zudringlichkeit bemerkbar, die ihre Opfer aus entblößten, seltsam lauernden Augen anblickt; und mit Augen und Worten wird dann nach Dingen gefragt, die zu erfragen den Menschen z. B. nordischen Stiles nicht beifällt. Wenn er vornehm ist, wird auch der Erlösungsmensch nicht fragen, obschon die Frage bereitliegt; seine Vornehmheit ist eine Würde der Selbstüberwachung und Selbstüberwindung, der niemals ruhenden Arbeit an sich selbst. Hier liegt die tiefe Verschiedenheit z. B. vom nordischen Vornehmsein: der nordische Leistungsmensch *hat* Abstand innen und außen, er kennt nicht die Verführung des Wissenmüssens und Zunahetretens und ist also, wenn sein Stilgesetz ihm nicht verwirrt ist, in diesem Punkte vornehm aus erster Hand. Unvornehm sein — in dem hier erwähnten Punkte — heißt also für ihn: das Stilgesetz



Bild 72—75: Jüdin sephardisch-aschkenasischer Herkunft.

Zur Frage nach der Möglichkeit vorderasiatischen Vornehmseins (vgl. S. 92).

verleugnen. Der Erlösungsmensch aber ist nicht vornehm: er kann es nur werden, nämlich indem er sein Wissenmüssen aus Rücksicht und aus Selbstachtung verbirgt. — Aber die Dinge so betrachten, heißt vielleicht schon, sie mit den Augen des nordischen Stilgesetzes betrachten.

Das Leben im Banne der „Welt", in der die Vornehmheit sich auswirkt, führt gerade bei innerlich verfeinerten Erlösungs-





Bild 76/77: Sephardischer Jude in Saloniki, Kaufmann. Mittelländischer Einschlag und Erziehung zur Darbietung verfälschen die artrechten Werte des Erlösungsmenschen.

menschen leicht zu einem Verzichte gegenüber sich selbst, der aus Selbstachtung entspringt: sie leiden so stark am Widerstreit des Wissen- und Suchenmüssens und Nichtfragendürfens, daß jeder neue Mensch, der in ihren Dunstkreis tritt, schon allein durch sein Dasein sie zur Verzweiflung bringen könnte. Sie werden dann immer unsicherer nach innen und nach außen, verbergen die Unsicherheit und werden scheu und einsam.

Bei geringerer Verfeinerung wirkt ein zur „Welt" gewendetes Leben, das ja im Sinne des Erlösungsmenschen letzten Endes ein stilwidriges Leben sein muß, ganz anders auf die Einzelseele zurück.

Bild 76—78 zeigt das Antlitz eines sephardischen Juden, der in der „Welt", und zwar einer wesentlich mittelländischen Welt lebt. Er ist Kaufmann, portugiesischer Untertan, und lebt in Saloniki. Er ist stark fleischbegabt und zur Vergeistigung nicht erweckt durch eine stilgerechte Erziehung: das Judentum spielt in seinem Leben nur äußerlich eine Rolle. Der erlösungsmenschliche Zwiespalt, der als Möglichkeit auch in seiner Seele da ist, wird nicht zur Wirklichkeit: er wird nicht erlebt. Mittelländisches, d. i. der Stil des Darbietungsmenschen, wirkt aber nicht nur als Vorbild von außen her auf ihn, es sind auch deutliche Spuren mittelländischen Einschlags in seiner Anlage zu finden; und da nun der mittelländische Stil der Darbietung in ihm begünstigt ist durch das in seiner Gesellschaft herrschende Vorbild des Darbietungsmenschen, gewann er mehr Macht in ihm, als in seiner Anlage vorgesehen ist. Die mittelländische Leichtigkeit ist ihm freilich nicht aus erster Hand verliehen: er hat sie nicht, aber er spielt sie vor. Hier stoßen wir auf einen seltsamen Verhalt stiltypischer Möglichkeiten: der Mittelländer in ihm befähigt ihn, einen mittelländischen Zug, den er nicht besitzt, wenigstens zu spielen: Bild 78.



Bild 78: Derselbe. Scheinkavalier.

Mittelländischer Einschlag, der Stil des Darbietungsmenschen, ist vielleicht das, was dem Erlösungsstil am sichersten entgegenwirkt in einer Seele, mehr als ein Einschlag nordischen Leistungsstiles, der zwar dem Erlösungsstile nicht minder fremd ist, in der Mischung aber ebensowohl eine Übersteigerung oder Verzerrung gewisser erlösungsmenschlicher Züge wirken kann wie deren Entkräftung. Eine entscheidende Rolle für die Entfaltung stiltypischer Möglichkeiten spielt freilich die Erziehung (im weitesten Sinne des



Bild 79—81: Griechischer Mönch. Durch mittelländischen Einschlag ist der Erlösungsstil umgebogen zur Darbietung. Schein-Heiliger.

Wortes): dieser Sepharde z. B. hätte, unter erlösungsmenschliches Vorbild gestellt, etwas anderes werden können, als er nun ist. Steht er jetzt vor uns als ein Schein-Kavalier, so wäre er im andern Falle ein Spieler der Heiligkeit, ein Schein-Heiliger, geworden, wie der griechische Mönch einer ist, den die drei folgenden Bilder zeigen. Bild 79 zeugt von dem gelungenen Versuche, Heiligkeit im Sinne des Erlösungsmenschen mit einer gefälligen Schönheit mittelländischen Stiles zu verbinden: die Heiligkeit wird







Bild 82: Marokkanischer Jude in Jerusalem. Schriftgelehrter und Mystiker. Ein nordischer Einschlag verleiht hier der „Vergeistigung“ des Erlösungsmenschen einen Zug ins Ferne.

dargeboten. Während der Aufnahmen, die frühmorgens auf dem Turme eines cyprischen Klosters gemacht wurden, strich sich der Mönch immer wieder mit der rechten Hand durch den Bart (Bild 80), den er plötzlich als zu wenig gepflegt empfinden mochte. Doch diese leichte Besorgnis ging unter in der Befriedigung, eine Tribüne für seine gespielte Heiligkeit zu haben. Zum Wesen der Heiligkeit im Stile des Erlösungsmenschen gehört die Abwendung von der „Welt“; hier wird sie umgebogen in eine Heiligkeit für die Welt oder besser: **vor** der Welt.

Der Erlösungsmensch als Weltmensch — diese Rollenbesetzung bedeutet eine Wesensverkehrung und birgt eine Gefahr, von der die Bilder unseres griechischen Mönches nichts ahnen lassen. Auch bedarf es nicht erst fremder Einschläge — etwa mittelländischer oder nordischer —, um diese Gefahr zu wecken: auch im rassereinen Erlösungsmenschen kann sich gleichsam eine Umstülpung seiner artrechten Wertordnung vollziehen, die zu einer vollendeten Verfleischlichung der Seele führt. So entstehen Menschen, bei denen eine **rücksichtslose Gier nach Stoff und stofflicher Macht** sich durchsetzt: desto rücksichtsloser und herzloser eben darum, weil sie die Stimme ihres Erlösungsgewissens ein Leben lang überschreien müssen. Sie wissen sich als Geknechtete des Fleisches und wollen darum nur Knechte um sich sehen. Die Welt aus erster Hand zu meistern und fraglos einfach in ihr und mit ihr zu leben, ist ihnen versagt, darum ersinnen sie sich abstrakte Systeme zur Erfassung

der stofflichen Werte dieser Welt (z. B. in der Geldwirtschaft); und solche geistige Leistung dient ihnen als Ersatz für die stilgerechte Vergeistigung, der sie sich entziehen. Aus heimlicher Verzweiflung sind sie vollendet skrupellos und deshalb oft grenzenlos erfolgreich. Sie herrschen aus Haß und verwandeln ihr Leben in eine einzige Rache an allem einfach Lebendigen. Alle Werte ihres Typus, von dessen Gesetz sie abgefallen sind, verkehren sie in ihr gerades Gegenteil: statt der Heiligung schaffen sie Entheiligung, statt der Überwindung des Fleisches einen Kult des Fleisches, statt der Vergeistigung eine Materialisierung. Solche seelisch Entarteten finden sich überall dort, wo Erlösungsmenschen einer Zersetzung ihres stilechten Wertbewußtseins unterliegen, im Abendlande am häufigsten unter den dort lebenden Juden.

Ein nordischer Einschlag kann sich auch anders auswirken, so nämlich, daß nicht die Weltseite begünstigt, sondern die Weise der Vergeistigung mit einem nordischen Zuge durchflochten wird. Wie ein Stileinschlag sich auswirkt, hängt davon ab, welche Eigenschaften in der einzelnen Seele da sind und welche Möglichkeiten sie dem Stilgesetze bieten*). Bild 82 zeigt einen Kopf, der davon Zeugnis ablegt, daß die in seinen Zügen sich ausdrückende Seele keiner starken weltlichen Versuchung preisgegeben war, so daß die „Vergeistigung" im erlösungsmenschlichen Sinne hier beinahe restlos gelang. Der Einschlag nordischen Stiles verleiht ihr einen Zug ins Ferne, eine Unendlichkeitslinie — vergleichbar jener, die durch die Kunstwerke des gotischen Mittelalters zieht. Dieser Mann ist ein Mystiker und führt ein mönchisches Leben, freilich nicht als ein christlicher Mönch: er ist ein marokkanischer Jude. Auch im Abendlande sind solche Juden zu finden, aber niemand beachtet sie, weil sie die Stillen sind.

Es ist schwer, vollkommen zu sein — vielmehr: vollkommen zu werden — nach dem Stilgesetze des Erlösungsmenschen, um so mehr, als der Weg zur Vollkommenheit, nämlich zur Heiligung als höchster Stufe stilechter Vergeistigung, nur den Besitzern einer religiösen Begabung sich auftut. Wo diese fehlt, da muß der Einzelne sich einen Ersatzweg der Vergeistigung suchen, der nicht zur Heiligung führt, sondern zur Intellektualisierung: zu einem Ziele also, das — vom Stilgesetze des Typus aus beurteilt — ein

*) Vgl. den 12. Abschnitt: Stilgesetz, Eigenschaft, Anlage.

Ziel von untergeordnetem Werte ist. Nur ein wahrhaft priesterliches Leben kann zur Erfüllung der höchsten Erlösungswerte führen: der Priester ist die Gestalt, in welcher der Typus sich am reinsten darstellt. Der stilechte Priester ist die Adelsform dieses Typus, die sich am inneren Vorbild des Heiligen bildet und mißt, so wie die Adelsformen der vorbeschriebenen Arten am inneren Vorbild des Helden.

Wir haben beim Erlösungsmenschen etwas länger verweilen müssen als bei den zuerst beschriebenen Typen: darum, weil er nicht einfach ist wie jene, sondern wesentlich verwickelt, zwiespältig, widersprüchlich. Er ist „ein Problem", und zum Problem wird ihm auch alles, was er geistig anfaßt. Reine Vertreter des Erlösungstypus sind so selten, und die umgebende Wirklichkeit ist so sehr mit Mischgestalten erfüllt, die erlösungsmenschliche Züge an sich und in sich tragen, daß wir in unsere Darstellung des Erlösungsmenschen einige solcher Mischgestalten hereinbeziehen mußten, aus denen wir den erlösungsmenschlichen Gehalt gleichsam herausschmelzten. Damit holten wir zugleich etwas nach, das bei der Darstellung der ersten Typen zunächst versäumt werden durfte. Die Ausschmelzung des Erlösungstypus aus den Mischungen ließ Neues auch vom Wesen jener Typen erkennen, die da mit eingeschmolzen waren.

Wir werden den Erlösungsmenschen künftig auch den vorderasiatischen Menschen nennen. Ein landschaftlicher Hintergrund ist mit diesem Worte nicht gekennzeichnet, es enthält nur einen allgemeinen Hinweis auf den tatsächlichen Ausgangspunkt der geschichtlichen Wirksamkeit dieser Menschenart. Die stilhafte Zuordnung des Erlösungsmenschen zu einer bestimmten Landschaft ist noch keineswegs erforscht, hier harrt noch alles der stilkritischen Aufhellung.

## 6. Der Enthebungsmensch

Die ostische (alpine, turanische) Rasse

(Dazu die Bilder 83—87)

Bild 83/84 zeigt das Antlitz eines Mannes aus Georgien (Transkaukasien), jetzt Gelegenheitsarbeiter in Jerusalem. Der Mann ist Jude. Irgendein jüdischer Zug ist in seinem Antlitz nicht zu finden. Wer seine Zugehörigkeit zum Judentum nicht kennt, wird Mühe





Bild 83/84: Mann aus Georgien, Jude (als solcher untypisch). Enthebungsmensch, ostische Rasse.

haben, ihn irgendeinem bestimmten Volk oder Stamme zuzuweisen: er ist seiner leiblichen Erscheinung nach überall möglich in den weiten Räumen zwischen dem mittleren Südwesteuropa und Innerasien. Kein Jude, dem Verfasser diese Bilder vorlegte, erkannte den Juden in diesem Manne.

Abgrenzend dürfen wir, von der letzten Reihe herkommend, sagen, daß diese leibliche Erscheinung nicht von dem Stilgesetze des Erlösungsmenschen bestimmt ist, sowenig wie von einem der früher erläuterten Stile. Ihre Formen sind durch keine Verbindung bisher betrachteter Formen erklärbar: sie scheinen etwas Eigenes zu sein, darin ein eigener, besonderer Stil sich darstellt. Ein Durchblättern der Bilder, die wir als neue Reihe zusammenstellen, bestätigt diesen vorläufigen Eindruck: auf all diesen Bildern spricht sich — in verschiedenen Abwandlungen — etwas aus, das nur sich selber gleich ist.

Freilich — und dies scheint eben im Wesen dieses Typus zu liegen —: von einer klaren, scharfgeschnittenen Linie, wie der Leistungsmensch, der Darbietungsmensch und, in eigenartiger Verflüchtigung, auch der Offenbarungsmensch sie boten, finden wir hier nichts; auch nichts von lastendem Fleisch, das einer Gestaltung durch die Hand des Geistes bedürfte; was wir finden, ist eine wachsartige Verschmolzenheit aller Formen, die jede scharfe Begrenzung, also die Kante, meiden, und denen alles zu einem weichen Übergange wird. (Bild 89 erinnert deutlich an Wachsfigurenköpfe, d. h. an Formen, die durch die Beschaffenheit des Wachses begünstigt sind.) Die Nase tritt nicht entschlossen aus dem Gesicht hervor, aber sie hängt auch nicht in fleischbetonter Masse; sie hebt sich nur als eine flache Welle ein wenig über die andern Rundungen des Gesichts heraus, als sei es ein Unrecht, größer zu sein als diese. Die Augen liegen nicht tief in ihren Höhlen und schaffen sich nicht eine weite, freie Öffnung, durch die sie das Gesicht beherrschten, sondern sie liegen vorn, als wollten sie die Oberfläche des Gesichts nicht unterbrechen, und sie sind von den Weichteilen rings so sehr umwulstet, daß sie im Lauf des Mienenspiels, das diese Weichteile bewegt, gar leicht verschwinden (vgl. Bild 85/86 und bes. Bild 89) und oft wie eingesperrt erscheinen (vgl. Bild 94—96).

Auch im Gesichtsausdruck des Mannes von Georgien (Bild 83/84) ist nichts zu finden von dem, was aus den früheren Reihen uns

ansprach — weder die Ruhlosigkeit einer unentwegten Leistung, noch eines unablässigen Spiels, noch die eines Geistes, der sich vom Fleische löst. Nach seiner Familie gefragt (Bild 83), erzählte der Mann von ihr zwar liebevoll, doch ohne bewegte Teilnahme, ohne jene innere Erregtheit, die z. B. bei Erlösungsmenschen sich im Antlitz ausdrückt, wenn sie an den heiligen Bezirk ihrer Familie erinnert werden. Zwar scheint es, daß dieser Mann hier Weib und Kind nicht missen könnte für sein Wohlsein, aber sie haben ihm keinerlei gesteigerte Bedeutung. Die Frage nach seiner Arbeit und seiner wirtschaftlichen Lage belächelt er fast (Bild 84) und gibt sich als zufrieden, obschon alle wissen, daß er arm und sein täglicher Lohn recht karg ist. Seine Arbeit, worin sie auch gerade bestehe, erledigt er treulich; auch ihr ist er, so scheint es, gleichmäßig vertraut, wie allen Dingen und Menschen seines Alltags. Doch ist ihm anzumerken, daß er an irdischen Sorgen kaum mehr haftet.

Im Ausdruck des Bildes 84 wird etwas erkennbar, das dem bisher Gesehenen zu widersprechen scheint. Es spielt sich gleichsam im Hintergrunde dieser Seele ab und ist eine vielleicht völlig unbewußte und doch immer bereite Unzufriedenheit ohne bestimmte Richtung. Die Unzufriedenheit gilt nicht diesem oder jenem, sondern dem unruhvollen Erdendasein überhaupt, das diese Seele nicht mit dem gewünschten Frieden anfüllt. Das Leben als einen Kampf zu denken, in dem es hart auf hart geht, und gar diesen Kampf zu lieben — all solches Verhalten ist dem Wesen dieser Menschen fremd. Das aber bedeutet nicht, daß sie aller „Welt“, allem „Fleische“ sich zu entringen strebten, um sich in reinen Geist zu verwandeln; ihr Sinnen wendet sich von der mangelhaften Ordnung alles Irdischen ab und einer höheren, überirdischen (dieser Mann sagt vielleicht: einer himmlischen) Ordnung zu, die jeder Störung des wohligen Einklangs enthoben wäre. Auch in dem Antlitz unseres Mannes schimmert diese Möglichkeit, der Härte seines täglichen Arbeitslebens *sich innerlich zu entheben.*

Auch das junge Mädchen, das die folgenden Bilder (85—89) zeigen, wäre — wenn nur der Baustil ihrer leiblichen Erscheinung betrachtet wird und nicht die Ausdrucksprägung*) — fast ebensowohl in Innerasien zu erwarten wie im Schwarzwald, dem sie tatsächlich entstammt. Sie dient als Mädchen für alles in einem

*) Vgl. Bild 139—142 und den II. Abschnitt: Ausdrucksprägung.

bürgerlichen Hause einer kleinen badischen Kreisstadt und bewährt sich als treu, warmherzig und gefällig in dem kleinen Kreise, der ihr wohlwill. Es scheint, daß die genannten einzelmenschlichen Eigenschaften nicht außer Beziehung stehen zu ihrem Typus: sie sind vom Stile ihres Typus begünstigt, d. h. der Stil wirkt sich — unter äußeren Umständen wie den hier gegebenen — besonders günstig in solchen Eigenschaften aus, falls sie eben in der einzelnen Seele da sind. Bild 87 zeigt ein vertrautes und trautes Lächeln, in welchem die Züge sich lösen und das eine wohlige Nähe zum Gesprächsbeteiligten ausdrückt. Bild 88 erfaßt einen Augenblick der Störung dieser Nähe: im Gespräche mit dem Mädchen fiel etwas, das sie nicht verstand. Nun stößt sie nicht vor zur Erforschung des Unverstandenen, etwa in der urteilenden und stellungnehmenden Weise des Leistungsmenschen oder in der wissensbrünstigen Weise des Erlösungsmenschen; sondern sie schrumpft gleichsam zurück in einen geschützten inneren Bereich wie in ein Schneckenhaus, aus dem sie vorsichtig ihre Fühler vorstreckt. Auf Bild 89 ist sie — um in unserem Gleichnis zu bleiben — wieder völlig entschrumpft: in einem heiteren Gespräche, das für sie sich warm und lustig anfühlt, zerschmelzen ihre Formen rückhaltlos in einem breiten, innig-wohligen Lachen.

In dieser Phase des Ausdrucksverlaufes offenbart sich der weiteste Gegensatz zur Erscheinung des nordischen Leistungsmenschen. Ist der nordische Leib in schmalen Flächen gebaut, so geht hier alles ins Runde. Wo dort harte Kanten stehen, da fließen hier weiche Übergänge. Ist dort alles auf weite Schwünge gestimmt, dann hier gleichsam auf lauschige Klänge. Bestimmt dort straffe Schlankheit den Bau der gesamten Gestalt, so lagert sich hier alles in einer weichen Gesetztheit. Aller Ausdruck aber, der auf diesem Antlitz sich abspielt, läßt erkennen, daß diese Seele nicht in kühlem Abstand lebt von den Dingen und Menschen ihrer Umwelt, sondern in warmer Fühlung und Nähe. Den Leistungsmenschen verstanden wir als einen, der auch im Dienen immer noch ein Herr bleibt; die Menschen dieser Art aber, wie unsere neue Reihe sie darstellt, gehen auf in der Demut des Dienens. Jeder Anspruch auf Herrschaft und Herrentum ist ihnen im Innersten fremd und wertlos, solang ihre stilechte Wertordnung in ihnen nicht verwirrt ist (oder eine Anmischung, z. B. eine nordische, etwas Stilfremdes




Bild 85/86: Mädchen aus dem badischen Schwarzwald (Elztal). Der ostische Mensch fühlt sich in einer Welt, wo es hart auf hart geht, nicht zu Hause.

hineinbringt, vgl. Bild 90—93). Wo Menschen dieser Art in ihrer inneren Entfaltung sich über den Durchschnitt erheben und ihrer Bestimmung sich bewußt werden, da finden sie ihren Wert in einer weichen Hingebung des Dienens: allen Dingen und Menschen fühlen sie sich untertan, vertraut und nahe; alles, was reifen kann, wollen sie um sich sammeln, und alles ist ihnen gleich nahe und gleich groß. Sie sind da, es wachsen und reifen zu lassen und selbst darin aufzugehen. „Dienst" bedeutet hier nicht eine Pflicht zur Leistung (dies wäre nordisch erlebt), sondern ein Drängen nach wohligem Glück für den Dienenden und für den, der den Dienst empfängt, und für alle, die in ihrer Nähe sind, so viele wie möglich.

Wo sich Anmut findet bei Menschen dieser Art, da spielt sie nicht vor oder bietet sich dar wie die mittelländische Anmut, sie hat auch nicht den strahlenden, morgenhellen Blick, der aller nordischen Anmut eignet, und nicht die gazellenhafte Flüchtigkeit der wüstenländischen Anmut, sondern steckt gleichsam in sich selber und bescheidet sich in einer werbenden Gefälligkeit, die den andern hereinziehen möchte in den Bereich der eigenen Wärme und die Wärme des anderen spüren möchte als etwas ganz Nahes.

Wie vereint sich mit dem, was die Bilder 87—89 lehrten, der völlig entgegengesetzte Ausdruck der beiden Bilder 85/86? — Eine


Bild 87: Dieselbe. Da man auf ihr Wesen eingeht, erscheint in ihren Zügen der ostische Ausdruck wohliger „Nähe".

im Hintergrunde lauernde Unzufriedenheit hatten wir schon auf Bild 84 bemerkt; was aber Bild 85/86 zeigt, scheint eher eine dumpfe Gestörtheit des stilechten Grundgefühls, nämlich des wohligen Nähegefühls, zu sein, und es ließe sich vorstellen, daß der hier in verschiedenen Schattierungen erscheinende Ausdruck eine dauernde Verstimmung gegenüber dem Leben widerspiegelte, wenn nicht die nächsten Bilder deutlich dagegen zeugten. Unverkennbar bedeutet dieser Ausdruck eine Abwehr, aber nicht in der Weise des Vorstoßes oder Ausfalls, überhaupt nicht einer Richtung nach „draußen", d. h. auf etwas, das gegenübersteht: alles „Gegenüber" setzt Abstand und eine


Bild 88: Dieselbe. Die ostische „Nähe" wird durch geringen Anlaß für einen Augenblick gestört.


Bild 89: Dieselbe. Alles Störende schmilzt in einem innig-wohligen Lachen.






Bild 90—93: Frau aus Schleswig-Holstein, aber nicht von niedersächsischem, sondern von „wendischem" Typus. Nordischer Einschlag hält hier die Weichheit ostischer Züge in Zucht.





Bild 94/95: Westfälin (als solche untypisch). Wesentlich ostisch (enthebungsmenschlich); vgl. den Ausdruckswechsel von Bild 88 zu Bild 89.

gewisse Ferne voraus und bleibt also außerhalb dieses Bereichs der Nähe. Schon das Wort „Abwehr" trifft hier eigentlich nicht recht zu, weil alles Wehren eine Richtung nach draußen hat. In dem Ausdruck der Bilder 85/86 aber spielt eine Bewegung nach innen zu: jenes „Einschrumpfen", das wir vorhin auf Bild 88 bemerkten. Es kann, bei Mehrung des ausgedrückten Mißbehagens, von einem Murren, einem Maulen, einem In-sich-hinein-Schimpfen begleitet sein. Man findet diesen Ausdruck oft, wo sich Gesichter dieser Art im nordischen Abendlande finden: er scheint die Antwort zu sein auf das Wirken einer umgebenden Welt, in der



Bild 96: Dieselbe.
Bescheidenes Glück in engem Kreise.

nicht Friede noch Stille herrscht zur Ausbreitung der trauten Geruhlichkeit und Sammlung, ohne die ein schmelzig anmutiges Sein wie jenes, das besonders Bild 87 uns zeigt, nicht wachsen und reifen kann. Es ist, als lauere dieser Ausdruck immer im Hintergrunde und als seien die Ausdrucksbahnen von ihm eingefahren in häufigem Gebrauche: jedes Gefühl der hilflosen Fremdheit gegenüber einem Gesprächsbeteiligten, ein mahnender Zuruf, eine Hinwendung zu etwas Ungewohntem, das plötzlich einsetzende Bewußtsein, angeschaut und beobachtet zu werden — jeder harmlose Anlaß ruft unvermittelt solchen Ausdruck in die Mienen. Darin äußert sich, meist unbewußt, die Gestörtheit des stilechten Lebensgefühles: Menschen, die geschaffen sind, alle noch so kleinen Dinge und noch das geringste Lebendige mit gleichmäßig friedlicher Liebe und einem warmen Lächeln anzufassen und zu umfassen, finden sich in eine Welt gesetzt, die auf scharfen Gegensatz, auf harten Kampf und nüchterne Leistung gestellt ist und von ihnen selber solche Leistung fordert. Schon in der Schule, wenn in den Lehr-„Gegenständen" die ganze ihnen stilfremde Wertordnung der nordischen Leistungswelt an sie herangebracht wird, ist ihnen, als würde von allen Seiten an ihnen gezerrt. Sie schützen sich dann durch ein emsiges Auswendiglernen des wesensfremden Stoffes und setzen diese emsige Geschäftigkeit auch später im „praktischen Leben" fort: sie schuften sich redlich durch von einem Tag zum andern. Das ist ihre Weise, sich abzufinden mit dem Verhängnis, in eine ihnen stilfremde Welt hineingeboren zu sein.

Bild 90—93 zeigt ein Antlitz mit anderer Ausdrucksprägung; auch zeugt es von anderen einzelmenschlichen Eigenschaften, aber der Stil des Ausdrucks und der leiblichen Erscheinung ist in den Grundzügen derselbe wie bei den vorigen. Die Dargestellte ist Schleswig-Holsteinerin mit wendischen Vorfahren. Ein gewisser leistungsmenschlicher Einschlag ist nicht zu verkennen, der ein glücklicheres Sich-Einfügen und Mitwirken in der umgebenden Leistungswelt ermöglicht, um so mehr als dieser Einzelseele eine starke Tatkraft, ein zäher Wille eignet. Das Auge ist frei geöffnet und beherrscht das Antlitz; hierin bekundet sich die nordische Anmischung. Im übrigen finden wir auch hier jenes Auseinanderweichen der Züge, die nur gleichsam nachträglich zusammengefaßt sind. Auch hier wird, zumal im Lachen, Bild 93, die Nähe zum Gesprächsbeteiligten ge-

sucht, wenn auch der Abstand gekannt und eingehalten wird. Jener Hang zu reiner Beschaulichkeit, der dem Typus eignet, kommt hier nicht zur Geltung, weil die leistenden Kräfte in den Vordergrund gerückt sind. Diese Frau arbeitet leitend in einem großen Wollwarenwerke, wobei gleichmäßig ihr künstlerischer Geschmack und ihr geschäftlicher Takt, Spürsinn und Werbesinn beansprucht werden. Und doch leistet sie im tiefsten Grunde nicht um des Leistens willen. Das Leisten bringt Gemeinschaft mit Gleiches Wollenden, scheinbar gleich Erlebenden, die gefunden, gewonnen, gesammelt und gesichert werden als nahe Gefährten des Aufstiegs zur Beglückung. Auch die geschäftliche Werbung erringt hier ihre besten Erfolge durch rasche Herstellung menschlicher Nähe zum einzelnen Kunden. Das Suchen der Nähe ist hier der entscheidende Antrieb zu jeder Leistung und bedingt ihren Erfolg. Der Gegenstand der Leistung kann ausgewechselt werden, wenn nur die gemeinschaftbringende Wirkung des Leistens verbleibt. Darum gibt es hier kein Scheitern am Werke. Es gibt aber auch kein Scheitern an der Gemeinschaft. Irdisches Mißgeschick, Enttäuschungen und Seelennöte, was auch ihr Inhalt sei, sie führen nie zur Verzweiflung, nie zum Zerbrechen am Schicksal, sondern werden irgendwann einmal belanglos vor einer schmelzenden inneren Ausgeglichenheit, die *eine Enthebung* von aller inneren Wirrsal wirkt.

Hier öffnet sich der Blick auf einen möglichen Weg zu einer Weisheit des Lebens, und dieser hier gegebene Weg ist nicht einsam, sondern verbleibt im Dunstkreis naher Dinge und Menschen, welche die Vertrauten der Seele sind. Wo Menschen einmal hineinbezogen sind in diesen trauten Bereich der Nähe, da betätigt sich an ihnen der Gemeinschaftssinn in einem unablässigen Umgeben, Behüten, Versorgen, einer eigenen Weise der Mütterlichkeit, von der unsre Bilder 91 und 93 etwas verraten. Der tiefste Antrieb dazu ist hier nicht ein Verantwortungsgefühl, sondern das Bedürfnis, Glück zu spenden aus der Nähe. Selbstlosigkeit und Eigenliebe gehen Hand in Hand. Treue und Nähe sind hier eines.

Die gegebene Erläuterung der Bilder 90—93 betonte bewußt die Züge des neuen Typus und ließ die daneben erkennbaren leistungsmenschlichen Züge minder beachtet: wir handeln hier ja nicht von Einzelmenschen als solchen, sondern als Trägern typischer Züge, die es herauszuheben gilt. Aber auch einzelmenschlich be-

trachtet, trifft es zu, daß die Züge des neuen Typus in unserem Beispiel die bestimmenden sind und sein müssen. Wo ein leistungsmenschlicher Antrieb sich regt in dieser Seele, wird er vom Stile des hier betrachteten Typus (wir nennen ihn den Enthebungsmenschen nach jenem Zuge, der seine Vollendung ausmacht) gleichsam durchsickert, und eine Vollendung menschlicher Reife ist hier nur im Enthebungsstile möglich. Nicht jeder Einzelmensch dieser Art ist solcher Vollendung fähig, nicht jeder ist auf dem Wege zur Weisheit durch innere Enthebung. Wer den Weg nicht findet oder nicht zu gehen vermag, der bleibt ein fleißiger Sammler um des Sammelns willen ohne tiefes Verhältnis zur inneren Lebendigkeit der Dinge: ihn befriedigt der bloße Besitz, in welchem er sich satt fühlt. Er sammelt auch Sätze praktischer Lebenserfahrung und hält es für Weisheit, zu wissen, daß überall in der Welt mit Wasser gekocht wird. Was er auch anfaßt, wird von ihm in eine platte Wirklichkeit verwandelt, und hierin sieht er seine Lebenskunst, aus der er sich bisweilen ein Recht herleitet, die Dinge und Menschen um ihn gering zu achten, weil ihm die Liebe fehlt, die allein zur Weisheit führt. Wo aber einer auf dem Wege zur Weisheit geht, da erfüllt ihn immer tiefer die Ehrfurcht vor den Dingen, deren kleinstes ihm nicht geringer scheint als das größte. Sein Sammeln ist nicht ein Aufhäufen, sondern ein Aufheben der Dinge, deren ihm jedes ein Wachsendes ist, das seinem höheren Sinne zureift. Auch kennt er nicht „Fleisch" in der Bedeutung des Erlösungsmenschen, der es mit diesem Namen entwertet und bekämpft: das Tierhafte im Menschen ist dem Enthebungsmenschen etwas, das ihm da ist, um mitzuwirken im Spiel der seelischen Kräfte und um mit diesen aufgehoben zu werden durch eine stetig zunehmende Verfeinerung. Verfeinerung ist hier das Werk jenes tiefen Sinnes für das Kleine und Allerkleinste, der sich am vollkommensten vielleicht bei Frauen dieses Typus findet: ihnen kann das „sinnige" Dasein einer Blume oder eines kleinen Vogels zum inneren Vorbild werden.

Bild 97 zeigt eine alte Frau aus Georgien. Sie gehört dem jüdischen Volke an, doch gilt in dieser Hinsicht fast das gleiche, was wir von dem Manne auf Bild 83/84 sagten: als Jüdin ist sie keineswegs typisch. Ihrem Berufe nach ist sie Hebamme, ihrem Wesen nach eine „weise Frau". Als sie aufgefordert wurde, sich abbilden zu lassen, kam sie gütig lächelnd herzu und hielt ihr Antlitz hin.



Bild 97: Frau aus Georgien, Jüdin (als solche untypisch). Hebamme.
Auf höherer Stufe der Enthobenheit: die „weise Frau".

Die Umstehenden erzählten, wie diese Frau die Seele und Hilfe einer ganzen Gemeinde sei: sie wisse stets weisen, gütigen Rat in jeder Not, pflege die Kranken hingebend und heile sie oft, für alle Unglücklichen habe sie zur rechten Zeit den rechten Zuspruch bereit. Und während die Leute wetteiferten, diese Frau zu preisen, stand sie selber still in ihrer Mitte, weder verlegen noch geschmeichelt oder stolz; nur ihre Züge verklärten sich zunehmend in dem Glücksgefühle, geliebt zu werden und wichtig zu sein durch Weisheit, die sie empfangen hatte als die Frucht eines Lebens in naher Gemeinschaft, und die sie spendete, um Seligkeit zu ernten.

Diese Frau hat, soweit es in ihren einzelmenschlichen Kräften stand, den Zustand der Vollendung ihres Typus erreicht: Erschütterungen ihrer Seelenruhe sind nicht mehr denkbar. Störungen des stilechten seelischen Grundgefühls, wie sie z. B. Bild 86 zeigte, kommen auf ihrer Stufe nicht mehr vor. Sie hat ihren inneren Schatz gesammelt und genießt es, ihn zu teilen mit denen, die ihr nahe sind. Das Alter ist ihr die Stufe der Vollendung geworden;

Altern bedeutet im Stile dieser Menschenart: reif werden zur Enthebung. Vollendung und stilechtes Altern sind hier eines. In diesem Punkt ist der Enthebungsmensch vergleichbar dem Erlösungsmenschen, dem das Altern ein Zunehmen der Vergeistigung und also einen Weg zum Gipfel seiner artrechten Wertordnung bedeutet, während z. B. der Leistungsmensch in der Fülle seiner Leistungskraft und der Darbietungsmensch in der Blüte seiner spielenden Anmut die Höhe seines Daseins erlebt und sie dann überschreitet. Der vollendet Enthobene erträgt Unrecht, Leiden und Tod ohne irgendein Märtyrtum oder Heldentum oder sonst eine Form des Pathos mit dem reinen Gleichmut des Weisen. Hiobs Kampf mit Gott und um Gott wäre hier eine innere Unmöglichkeit, denn aller Kampf ist sinnlos und wertlos auf der Stufe der Enthebung. Die Gestalt des sterbenden Sokrates, wie ihn der Phädon zeichnet, ist das vollendete Beispiel eines wahrhaft Enthobenen.

Welche Landschaft ihrem Stile nach den Hintergrund des Enthebungsmenschen bildet, ist so wenig erforscht wie die stilechte Landschaft des Erlösungsmenschen. Der Blick nach dem Osten erfaßt noch keinen landschaftlichen Stil; auch setzt das Wort „Osten" eine Bezogenheit auf den Winkel Europa voraus und wird bedeutungslos, sobald jeder einzelne Typus nicht von außen her, sondern von innen erfaßt wird. Die Menschenrassen sind nicht dadurch etwas, daß sie auf den Schreibtisch eines europäischen Forschers bezogen werden, sondern sie sind etwas an sich selbst. Sie erforschen, bedeutet, sich in ihr eigenes Feld begeben, das dann, von sich selbst aus gesehen, weder östlich noch westlich sein kann. Der Sprachgebrauch des Wortes „nordisch" weist auf bestimmte Räume dieses Erdballs und umschließt einen landschaftlichen Sinn; das Wort „ostisch" entbehrt eines solchen Sinnes. Wenn ich mich dennoch entschlossen habe, manchen Bedenken zum Trotz künftig wieder von ostischer Rasse zu reden, so geschah es, um nicht durch Einführung einer anderen Bezeichnung, die ja auch ihre Mängel hat, mehr Verwirrung als Klärung zu stiften.

Zweiter Teil:

# Grundfragen der Rassenseelenkunde (Psycho-Anthropologie)

## 7. Die mimische Methode

Unsere Einführung in die vergleichende Gestalt- und Ausdrucksforschung begannen wir mit einer Vorführung von mimischen Reihen, aus deren Betrachtung wir zugleich die Begriffe für ihre stilkritische Bearbeitung gewannen. Es bleibt übrig, uns über den Weg und den Gewinn unsrer bisherigen Arbeit klar zu werden.

Der Ausgangspunkt all unseres Forschens kann nur das lebendige Leben selber sein, nirgends als nur im Mitleben mit dem Lebendigen darf unsre Arbeit ihren Ursprung haben. Die Erlebensweise einer bestimmten Menschenart — also eben das, was sie zu einer „Art" macht — läßt sich durch keine noch so kluge Beobachtung, sei's auch auf einer Forschungsreise, ergründen. Beobachten, Feststellen, Notieren, Zusammenstellen einzelner Vorkommnisse und ihre statistische Sichtung — wie oft, durchschnittlich errechnet, sie sich in dem einen Gebiete einstellen und wie oft in einem anderen — all solches Verfahren ist ja freilich überall möglich. Beobachten können wir die Vögel des Waldes, die Mücken am Fenster: wie sie fliegen, sich nähren, sich paaren. In all solchem Tun stellt sich ja ein gewisses Seelenleben dar. Jedoch alle noch so kluge Beobachtung gibt uns einen Blick nur auf die Außenseite dieses Lebens; wie aber sieht es denn in der Seele einer Mücke aus? Wir werden, was die Mücke betrifft, diese Frage wohl nie beantworten können: die Formen, in denen solches Leben sich abspielt, sind uns Menschen zu fremd, als daß hier ein mitlebendes Verstehen möglich wäre. Wie aber: sollten auch die von Rasse zu Rasse verschiedenen Weisen des menschlichen Erlebens auf keinem anderen Wege der Forschung zugänglich sein als auf dem Wege einer beschreibenden

Naturkunde, die von Beobachtungen ausgeht und stets nur Fetzen der Außenseite des Lebens erhascht und zusammenträgt? Sollte menschliches Erleben für uns nicht vollkommener erfaßbar sein und sollte sich von ihm kein tieferes Bild erschauen lassen, als wie es Brehm vom Leben der Tiere gibt?

Mitleben, ein Miterfahren des Lebens mit denen, die wir verstehend erforschen wollen, dies ist die einzige Quelle, aus der die Ausdrucksforschung schöpft. Ausdruck verstehen, heißt: das Erlebnis mitleben, das der Ausdruck ausdrückt. Auch unsre Forschung, wennschon sie nach Typen, also nach Gestalt-Ideen sucht, geht also aus von der Erfahrung: dem „fruchtbaren Bathos der Erfahrung" (Kant). Doch sammelt sie nicht die einzelnen Erfahrungstatsachen, um sie zu zählen und aus dem Zahlenverhältnis ihres Vorkommens Schlüsse zu ziehen; alles Zählen und Schlüssezziehen ist ihrem Bereiche fremd. Was ihr die einzelne Erfahrung, die einzelne Tatsache, z. B. dieser oder jener hier und jetzt vorfindliche Einzelmensch, bedeutet, erhelle folgendes Gleichnis. Wenn wir ein Bild betrachten — es sei ein Bild von Rembrandt, das seine Gattin Saskia darstellt —, so sind ihm gegenüber die verschiedensten Einstellungen möglich. Wir können nach der Geschichte des Bildes fragen: wann ist das Bild geschaffen worden? Wir können das Bild als Maler betrachten; dann versenken wir uns in die Schaffensweise des Meisters: wie hat er die Farbe behandelt, wie das Licht? Wir können es als Händler betrachten: was ist das Bild wert als Ware, was können wir lösen durch seinen Verkauf? In all diesen Einstellungen steht das Bild als solches vor uns; das Thema unsrer Betrachtung ist der Gegenstand „Bild", der da vor unsern Augen steht. Wir können aber, statt auf das Bild, auch auf das im Bilde Dargestellte blicken: auf die abgebildete Frau Saskia. Zwar steht auch dann noch „tatsächlich" das gleiche Ding „Bild" vor unsern leiblichen Augen, aber wir schauen nicht auf das Bild als solches: unser Blick geht gleichsam durch das Bild hindurch auf den Menschen Saskia. Nicht das Bild ist jetzt unser Thema, sondern die im Bilde dargestellte Frau. Und wir können sämtliche Bildnisse der Saskia uns vergegenwärtigen, sie — tatsächlich oder im Geiste — nebeneinanderstellen und, mit dem Blicke immer das einzelne Ding „Bild" gleichsam durchstoßend und auf das im Bilde Dargestellte schauend, uns eine immer mehrseitige, immer reichere Kenntnis des Menschen

Saskia schaffen. Ob wir dabei tatsächlich die einzelnen Bilder im Raume zusammentragen müssen oder uns begnügen können mit der Erinnerung, hängt von der Stärke unseres Gedächtnisses und der Lebendigkeit unserer Erinnerungen ab. — Entsprechend können wir den einzelnen Menschen, der uns im Leben begegnet — sagen wir den friesischen Bauern der Bilder 1/2 —, in verschiedener Einstellung betrachten. Im alltäglichen Leben nehmen wir einen Menschen als den und den, der da und da zu Hause ist, einen bestimmten Namen hat, sich gut oder schlecht ernährt und mit dem wir die und die Beziehungen unterhalten. Was uns bei solcher Betrachtung vor Augen steht, ist der einmalige Einzelmensch als solcher, das „Individuum". Dieses Individuum entspricht dem Ding „Bild" in unserem Gleichnis. Aber auch hier ist es möglich, mit dem Blicke durch die hier und jetzt vor unsern Augen stehende Erscheinung durchzustoßen und etwas zu schauen, was in ihr sich darstellt. Dies sich Darstellende aber ist hier nicht wiederum ein Einzelwesen (wie die Frau Saskia in unserm Gleichnis vom Rembrandtbilde), sondern die Gestalt-Idee: gleichsam der Plan, nach welchem dieser Einzelmensch geschaffen ist und den er nun (vielleicht unvollkommen) verkörpert. Die Fähigkeit, Ideen zu schauen — Ideen im platonischen Sinne, nämlich Urbilder des Seienden — macht ja das beste Teil des menschlichen Erkenntnisvermögens aus. Diese Weise des Schauens ist auch der empirischen Forschung, der beschreibenden Naturwissenschaft, nicht völlig fremd: sie kann die Ideenschau (intuitio) zwar verleugnen, aber nicht völlig vermeiden. Sie könnte gar nicht von „Rassen" reden, wenn sie nicht — zwar unbewußt — die Gestalt-Ideen einmal erschaut hätte, als deren Vertreter sie ja doch all die Einzelmenschen auffaßt, die sie unter den Namen von Rassen in Gruppen ordnet. Aber die Naturforscher, mit Ausnahme der größeren Geister unter ihnen, scheinen eine erkenntniskritische Durchleuchtung der Grundlagen ihres Forschens zu scheuen, und dies ist insofern verständlich, als philosophische und naturwissenschaftliche Begabung eben nicht immer vereint sind. Kümmern freilich müßten sie sich wohl wenigstens um die Ergebnisse solcher philosophischen Arbeit, aber nur die Gewissenhafteren unter ihnen tun es, während der Durchschnitt, vielleicht aus schlechtem Gewissen, sich aller Philosophie abhold erweist und sich manchmal noch dessen rühmt.

Die Naturforschung wendet sich nicht der Gestalt-Idee als solcher zu und sucht nicht ihre Gesetzlichkeit zu erforschen, sondern sie bleibt mit ihrem Blicke in der Einzelerscheinung haften, geht von ihr zur nächsten, mißt, zählt, stellt Listen auf über die Zahl der Vorkommnisse (die ja, als typische, unbewußt doch immer wieder von der Idee her beurteilt werden) und zieht Schlüsse: was in hundert oder tausend Fällen zutraf, wird auch im tausendundersten Falle richtig sein. Dieser Schluß (kein logischer Schluß im strengen Sinne der Mathematik) kennzeichnet die besondere Form der Gewißheit ihrer Ergebnisse*). Und weil sie viel mit Zahlen operiert — die Ergebnisse der Messungen und Zählungen werden ja in Zahlen ausgedrückt — und dadurch äußerlich ein wenig an die Mathematik erinnert, nehmen die philosophisch Ungeschulten unter ihren Jüngern den Titel der „Exaktheit" für sie in Anspruch, der von Hause aus der Mathematik als einer Ideenforschung gebührt.

Jedoch das bloße Operieren mit Zahlen hat an sich so wenig mit Mathematik zu tun wie das Tünchen einer Wand mit Chemie. Sonst müßte ja auch die Geschichtsforschung, die vielfach mit Jahreszahlen operiert, darin eine Verwandtschaft mit der Mathematik erblicken. Es gibt keinen tieferen Wesensgegensatz als den eines mathematischen Gesetzes zu jenen Regeln, in denen die beschreibende Naturwissenschaft sich ausspricht. Die Arbeitsweise der Mathematik ist die Intuition, d. h. das exakte Schauen von Ideen: auch die Zahl 2 ist eine Idee, keine Tatsache. Ebenso ist das Dreieck eine Idee, und zwar eine Gestalt-Idee. Ihre Gesetzlichkeit erforschen wir nicht dadurch, daß wir möglichst viele einzelne Dreiecke aufsammeln und bei jedem nachmessen und feststellen: die Summe seiner Winkel beträgt tatsächlich soviel wie zwei rechte Winkel, und dann schließen: wenn es in hundert oder tausend Fällen gestimmt hat, dann wird es im tausendunderstenFalle nicht anders sein. Sondern wir schauen das Dreieck und vertiefen uns in die Gesetzlichkeit dieser Gestalt-Idee und erkennen durch unmittelbare Einsicht (Evidenz), daß diese Gesetzlichkeit so ist und nicht anders sein kann. Wir sehen es, daß sie so sein muß. Wir zeichnen uns vielleicht,

*) So zu verfahren freilich liegt im Wesen der empirischen Naturwissenschaft. Über Erblichkeit z. B. läßt sich vielleicht auf keine andere Weise Aufschluß gewinnen als durch Experimentieren, Beobachten, Feststellen. Ein Verfahren aber, das in der Naturwissenschaft richtig und angebracht ist, kann oder muß eben deshalb unrichtig, ja unmöglich sein im Bereiche anderer Wissenschaften.

um die schauliche (intuitive) Arbeit uns zu erleichtern, irgendein Dreieck an eine Tafel oder auf ein Stück Papier; aber nicht von diesem tatsächlich da vor uns hingezeichneten Dreieck handeln wir, nicht dieses ist unser Gegenstand, sondern die Gestalt-Idee, die sich in ihm (vielleicht sehr unvollkommen) verkörpert und die es uns nun vertritt. Unser forschender Blick durchstößt gleichsam diesen papierenen Vertreter der Gestalt-Idee und erfaßt sie selber. Die Erkenntnis ihrer Gesetzlichkeit ist „exakte" Erkenntnis.

Entsprechend ist für unsre Ausdrucksforschung nicht der einzelne, hier und jetzt vor uns stehende Mensch der Gegenstand der Untersuchung, sondern die Gestalt-Idee, das Urbild, das er verkörpert. „Gestalt" bedeutet der Erforschung des Menschen nicht etwas nur den Leib Betreffendes, wennschon auch der Leib an der Gestalt-Idee teilhat. Das Wort „Gestalt" betrifft den Menschen als Ganzes, also auch das Erleben seiner Seele, die sich an ihrem Leibe ausdrückt. Der Leib wird also hier „von innen her" gesehen und aufgefaßt als etwas, dessen Gestalt von der Gestalt der Seele bedingt ist.

Noch unter dem ungeteilten Eindruck eines einzelnen, ganzen lebendigen Menschen stehend, begreift der Ausdrucksforscher zunächst die Einmaligkeit dieser Erscheinung und vertieft sich in ihre lebendige Mannigfaltigkeit. Er beteiligt sich am Leben dieses Menschen, soviel es die Umstände erlauben: er geht seinen Gang, bewegt sich in seiner Gebärde, spricht seine Sprache, liebt seine Liebe, zürnt seinen Zorn, freut sich in seiner Freude mit und leidet sein Leiden. Erst wird der Forscher, so sich einlebend, viel von seinem eigenen menschlichen Wesen auf den Gegenstand seines Einlebens übertragen; aber je mehr er in die Rolle des Menschen, den er so miterleben will, hineinwächst, desto mehr bleibt das, was er aus seinem eigenen Wesen mitbringt, zurück. Und wenn er nun versucht, das Miterlebte auf Begriffe zu bringen, so geschieht es zunächst in dieser Weise: so und so würde dieser Mensch sich in dem und dem Falle verhalten, so würde er die Hand bewegen, so würden seine Mienen spielen, so würde er sprechen, so handeln, denn so und so ist sein Wesen. Mit der Erkenntnis seines einzelmenschlichen Wesens halten wir schon ein Gesetz im Griffe: das Gesetz, das diesen Menschen zu einem Ganzen macht. Dieser Mensch aber steht — auch dies ist bedingt durch sein Wesen — nicht vereinzelt da in der Welt, sondern lebt in Gemeinschaft. In der Ehegemeinschaft ist er der Gatte,

in der Ortsgemeinde ist er oder wird er vielleicht Gemeinderat oder Bürgermeister, in der Volksgemeinschaft ist er Vertreter eines bestimmten Standes, des Bauernstandes. Um einen Menschen als Einzelmenschen zu verstehen, müssen wir seine Bezogenheiten zu seinen Gemeinschaften nicht nur kennen, sondern miterleben: dieser Mensch wird bald als Gatte handeln, bald als Bürgermeister, bald als Bauer. In dieser Auffassung „als" ist etwas erfaßt, was über sein Einzelmenschliches hinausgeht: ein Typus, und auch dieser Typus ist eine Gestalt-Idee. Derselbe Mensch hat teil an verschiedenen Gestalt-Ideen, die er verkörpert, und alle können wir zu unserem Thema machen, indem wir von diesem einen Manne als einem Beispiel ausgehen. Wollen wir an seinem Beispiel den Typus „Bauer" erforschen, so müssen wir selbst uns in seine Rolle als Bauer versenken, sie mit ihm erleben und gleichsam auf unserer inneren Bühne spielen. Beschreiben wir dann das miterlebend Geschaute, so schaffen wir einen Beitrag zur Psychologie des Bauerntums (wobei vorausgesetzt ist, daß der Mann nicht nur tatsächlich ein Bauer, sondern auch ein typischer Bauer sei — sonst wäre er eben ein schlechtes Beispiel und wir müßten uns ein anderes suchen). Wollen wir an seinem Beispiel den Typus „Gemeindevorstand" erforschen, so müssen wir in gleicher Weise seine Rolle als Gemeindebeamter auf unserer inneren Bühne spielen; und beschreiben wir dann, was so sich uns erschließt, so schaffen wir einen Beitrag zur Psychologie des Beamtentums. Wollen wir in entsprechender Weise an seinem Beispiel den Typus „Ehemann" erforschen und beschreiben, so schaffen wir einen Beitrag zur Psychologie der Ehe. Gerade dadurch aber bestimmen wir zugleich sein einzelmenschliches Wesen: wir sehen es gleichsam als die Überschneidung der Typen, an denen er teilhat, womit freilich das Einzelmenschlich-Besondere in ihm noch nicht erfaßt ist. Aber auch das Typische in ihm ist noch nicht erschöpft mit der Beschreibung der in ihm sich überschneidenden Typen. Der Mann ist Gatte, aber er ist nicht nur Gatte, er ist auch noch anderes. Er kann als Gatte denken und handeln, ein andermal denkt und handelt er als Gemeindevorstand oder als Bauer. Bald verwirklicht sich in ihm die Gesetzlichkeit des Typus „Ehemann", bald die des Typus „Bauer", bald auch beide zugleich: ein bäuerlicher Ehemann. Aber es läßt sich noch eine andere Gesetzlichkeit auffinden, die seine gesamte Typik durchgreift und die all

sein Erleben bestimmt, ob es sich nun in ehelichem oder beruflichem Felde abspielt. Das ist die rassische Stilgesetzlichkeit seines Erlebens. Sein Erleben hat eine bestimmte Weise, die wir den Stil seines Erlebens nennen, und diese Weise hat es durchaus und immer. Ob er als Gatte, als Beamter, als Bauer erlebt, immer erlebt er in diesem Stile. Wir können also an seinem Beispiel auch einen bestimmten Stiltypus erforschen und beschreiben (im Falle jenes Friesen auf Bild 1 und 2 den nordischen Stiltypus: den Leistungsmenschen), und indem wir dies tun, schaffen wir einen Beitrag zur Psychologie der Rasse. Der Weg der Forschung bleibt auch hier immer der gleiche: mitzuleben und dann die Rolle des andern aus sich selbst heraus auf unsrer inneren Bühne zu entfalten. Darum soll unsre Arbeitsweise die mimische Methode heißen.

Den Weg zum Erleben des andern bietet uns sein Ausdruck, darum nennen wir unsere Forschung eine Ausdrucksforschung. Der vollkommene Ausdrucksforscher müßte auf allen Gebieten des Lebens erfahren sein (im tiefsten Sinne des Wortes). Dies überschreitet die menschliche Möglichkeit des einzelnen Forschers, darum wird jeder sich mit einem Teilgebiet bescheiden müssen. Bei der Erforschung seelischer Rassenstilgesetze z. B. (in der Rassenseelenforschung also: so soll unser besonderer Zweig der Ausdrucksforschung heißen) ist es unerläßlich, die Erlebensweise der jeweils zu erforschenden Menschenart durch alle für sie entscheidenden Erlebensgebiete hindurch zu erleben, genauer: in diese Gebiete eingelebt zu sein. Eingelebt, das bedeutet: das Erleben in der Weise dieser Menschenart muß dem Forscher etwas Selbstverständliches geworden sein, er muß gleichsam die Rolle spielend auswendig können. Das setzt voraus, daß er verweilen dürfe bei den Menschen oder mit den Menschen; denn alles andere, eine bloße Forschungsreise z. B., schafft nur Beobachtungen und also auf unserem Gebiete nur vorwissenschaftlichen Stoff. Der bloße Beobachter ist immer daneben, nie darin. Aber niemals wird einer, der beim Schwimmen zusieht, erleben, wie sich das Schwimmen anfühlt — wenn er nicht selbst ein Schwimmer ist. Denn das Erlebnis, wie etwas unmittelbar „sich anfühlt", dies ist das Grunderlebnis in allen unseren Gebieten: ein nicht teilbares und zunächst nicht beschreibliches, das es nun erst bewußt zu machen, zu entfalten, mit

Begriffen oder, wo das nicht angeht, mit Gleichnissen zu erfassen gilt. Eine Menschenart erforschen, heißt zugleich, die Landschaft suchen und erleben, deren Stil im Einklang steht mit ihrem Stile und mit ihr eine Einheit bildet gleichsam als ihr stilgemäßer Hintergrund. Und es heißt ferner, die Dinge und Tiere verstehen, die in der Umwelt dieser Menschenart nicht nur da sind, sondern stilhaft in sie hineingehören und den täglichen Umgang dieser Menschen bilden. „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist." Wer den Esel und das Kamel nicht aus vertrautem Umgang kennt, wird keine der morgenländischen Menschenarten voll verstehen. Wer die See nicht anders kennt als von Ferienreisen, wer sie nicht irgendwie als ein ihr Vertrauter, als ein Seemann, erfahren hat, der hat entscheidende Bereiche nordischen Erlebens nicht betreten.

Jedes Ding wird am deutlichsten durch seine Abhebung und Vergleichung mit einem Gegenstück. Das erste freilich muß immer dies sein: das Wesen eines Einzelmenschen und seiner Typik rein aus ihm selbst heraus zu verstehen. Die Bearbeitung des Verstandenen aber besteht zu einem wesentlichen Teile in einer vergleichenden Abgrenzung gegen Fremdes und Verwandtes. Darum nennen wir unsere Forschung *vergleichende* Ausdrucksforschung. Zur Durchführung unserer Arbeit bedürfen auch wir, wie schon erwähnt, einer Fülle von Einzelfällen, die uns als Beispiele dienen. Aber diese Einzelfälle gebrauchen wir nicht so, wie die beschreibende Naturwissenschaft es tut (indem wir etwa schlössen: was in tausend Fällen zutraf, wird auch im tausendunderſten Falle stimmen); *nicht die Zahl* der Einzelfälle ist hier entscheidend, sondern *die Wahl*: die Findung des vollkommensten Beispiels, das wir als reinen Vertreter des Typus auffassen müssen und durch das hindurch wir die Gestalt-Idee am vollkommensten erfassen. Denn es steht ja mit uns Menschen so, daß die menschliche Kraft des Schauens begrenzt ist und wir deshalb den Zugang zur Idee nur über ihre mehr oder minder vollkommenen Verkörperungen gewinnen: so, wie der Geometer von greifbaren, mit leiblichen Augen sichtbaren Gebilden ausgeht, um durch sie die reine Gestalt vor sein geistiges Auge zu rücken. Was das Wesen eines bestimmten Rassenstiltypus sei, läßt sich freilich nur durch Versenkung in die Gesetzlichkeit dieser Gestalt-Idee erkennen; aber der Weg dahin führt durch das Erfahren einer Fülle

von Einzelmenschen und ihrer Welten. Wenn aber denn die menschliche Kraft des Schauens auch begrenzt ist und Stützen der Erfahrung braucht, um sich zur reinen Idee zu erheben, so ist es doch eine gerade dem Menschen verliehene Gabe, daß er — wennschon bedingt — die Idee zu schauen vermag. Es liegt an uns, diese Kraft zu üben oder zu verleugnen. Sie bildet sich und wächst an der Fülle der Erfahrung, bis wir imstande sind, durch jeden Einzelausdruck eines Menschen — sei's eine Gebärde, ein gesprochener Satz, eine Handlung — hindurchschauend, uns die gesamte Gestalt aufzubauen, die sich darin ausdrückt: so wie in jedem kleinsten Teil eines Kreises uns schon der ganze Kreis gegeben ist. Steht aber einmal die Idee vor dem geistigen Auge des Forschers, so wird er auf immer, wo er forschend ins Leben blickt, nicht anders können als suchen nach ihrer vollkommensten Verkörperung. Und hierin eben liegt die Bedeutung einer Beispielsfülle. Je größer der Reichtum an Einzelfällen, desto strenger die Wahl und Prüfung des einzelnen Beispiels, wie weit sich in ihm eine Gestalt-Idee verkörpere.

Die Aufnahme von Bilderreihen einzelner Menschen hat zweierlei Absicht. Zunächst dient sie der Forschung selbst: wir schaffen damit eine Unterlage zur Verarbeitung dessen, was uns das mitlebende Verstehen eines Menschen erschlossen hat. Ein Bild hält stille, und wir können es stundenlang bis in seine feinsten Züge untersuchen, ohne durch Zudringlichkeit uns selbst und andere zu beleidigen. Sodann: das Bild, das mit kleinsten Bruchteilen (meist dem hundertundfünfzigsten Teil) einer Sekunde belichtet ist, greift Phasen des Ausdrucksverlaufes heraus, die das Auge nicht festhält, weil sich dem Auge nur Übergänge bieten. Aber diese rein technischen Erwägungen treffen den Kern der Sache noch nicht. Alles hängt davon ab, daß wir typische Ausdrucksverläufe durch Aufnahme ihrer typischsten Phasen erfassen. Denn nicht nur, daß nicht jeder Mensch ein vollkommener Vertreter seines Typus ist — auch der beste Vertreter kann nicht in jedem Augenblick seines Tages in gleichem Maße typisch sein: nicht jedes Erlebnis, das er ausdrückt, entströmt der Wesensmitte des Typus. Der Bildner muß also die fruchtbare Stunde erwarten, wo der Abzubildende innerlich in der Lage ist, seinen typischsten Ausdruck vor der Kamera (besser: trotz der Kamera) zu entfalten. Dann ist es Sache des Bildners, den

Abzubildenden vergessen zu lassen, daß er „Objekt" ist; ja der Bildner muß es selbst in gewissem Maße vergessen: die Technik der Abbildung muß ihm so selbstverständlich sein, daß er auf sie nicht mehr achtet, sondern sie wie im Traume beherrscht. Es versteht sich, daß der Bildner kein anderer sein darf, als der Forscher selbst; wenigstens soweit es sich um die Erarbeitung „mimischer Reihen", d. h. Bilderreihen von den Ausdrucksverläufen einzelner Beispielspersonen handelt. Auch die Bereitung der Filme und Abzüge muß durch den Forscher selbst geschehen, wobei die Erinnerung an den Vorgang der Aufnahme die photochemische Behandlung und die künftige Ordnung der Bilder bestimmt. Die fremde Hand eines bloßen Technikers, der an der Aufnahme nicht beteiligt war, kann hier viel wesentliche Ausdruckswerte zerstören oder sie verkümmern lassen. Wichtig ist ferner der Bildausschnitt, und entscheidend ist die Anordnung der Bilderfolge. Sie muß die innere Entwicklung eines Ausdrucksverlaufes spiegeln.

Die zweite Absicht der Bilderaufnahme ist, eine Brücke vom Forschenden zum Lernenden zu schlagen, dem der Weg zur Forschung gewiesen und der damit grundsätzlich zum Mitforschenden gemacht wird. An den Ausdrucksbildern und ihrer Folge (den „mimischen Reihen") vermag der Forscher etwas von seinem früheren ursprünglichen Erleben der dargestellten Menschen dem Betrachter mitzuteilen. Wie er selbst es lernen mußte, das Wesen jener Menschen von innen zu begreifen und als eine Rolle vor sich selbst auf seiner inneren Bühne vorzuspielen, so wird jetzt der Betrachter der Bilderreihen ein Zuschauer dieses Spieles und ein Mitspieler zugleich. Es soll ihm möglich werden, durch die Mimik der Dargestellten die Eigenart zu erleben, die in dieser Mimik sich ausdrückt; er soll geleitet werden, von den „eigenartigen" Zügen (d. i. den einzelmenschlichen, individuellen) die typischen Züge, die „artlichen", die rassischen zu scheiden und aus diesen sich das Urbild der Art, den reinen Stiltypus, zu bauen. (Eine gewisse intuitive Begabung ist dabei vorauszusetzen. Freilich: es gibt Ideenblinde, wie es Farbenblinde gibt.)

Es gehört zum Wesen unserer Ausdrucksforschung, daß sie sich nicht in „fertigen Ergebnissen" mitteilt, sondern den Lernenden zum Mitforschenden und dadurch zugleich zum Prüfenden machen muß. Der Forscher übergibt nicht nur seine Bilderreihen und er-

läutert sie dem Betrachter, sondern er geht seinen früheren Weg der Untersuchung noch einmal mit dem Lernenden und Prüfenden. Er leistet seine stilkritische Arbeit ihm vor zur eigenen Prüfung. Das Ergebnis bildet sich vor den Augen des Prüfenden: eine Stilgesetzlichkeit wird entfaltet und dadurch schaubar gemacht; sie erweist sich dadurch, daß sie eingesehen wird. Eine andere Form der Evidenz als diese gibt es nicht für eine Gestaltenforschung: für die Stilforschung so wenig wie für die Geometrie.

Unsre Wissenschaft ist voraussetzungslos, sie beruht auf sich selber. Auch vom Lernenden wird nichts erwartet, als daß er unbefangen zu sehen und zu hören vermöge und bereit sei, sich über die bloße Tatsachengläubigkeit zu erheben, die im Felde der empirischen Naturwissenschaft genügt. Es gibt aber Voraussetzungen, die das Verständnis unserer Arbeit lähmen: wenn der Lernende und Prüfende mit vorgefaßten Urteilen an unsere Bilder herangeht und in sie hineindeutet, was irgendeine Doktrin ihn gelehrt hat. Nur dem vermögen unsere Bilder etwas Wahres und Fruchtbares zu sagen, der bereit ist, an sie nicht anders heranzutreten als ein gewecktes Kind es tut. Darum werden unbefangene Laien auf unserem Gebiete oft besser zum Verstehen befähigt sein als Spezialisten fremder Wissenschaften, wenn diese Forscher ausschließend auf ihre speziellen Gleise des Denkens eingefahren, auf eine fremde Methode eingeschworen sind.

Von Tatsachenschwärmern wird vielleicht eingewendet: unsere Wissenschaft könne ja in allem zu Recht bestehen, was aber kümmern den Menschen des praktischen Lebens die Ideen? Wenn unsre Wissenschaft nichts über greifbare Tatsachen auszusagen wisse, dann sei sie praktisch unbrauchbar und belanglos. Mit der Bewältigung der Tatsachen seien wir Menschen der Gegenwart so vollauf beschäftigt, daß zur Befassung mit Ideen keine Zeit mehr bleibe. — Dem ist entgegenzuhalten: die für den „fortschrittlichen Menschen“ eindrucksvollsten Tatsachen unserer Zeit sind ja wohl die „großartigen Errungenschaften der modernen Technik“. Die Möglichkeit dieser Errungenschaften aber verdankt die Technik in erster Linie einer reinen Ideenwissenschaft: der Mathematik. Wenn nämlich Ideen auch ihrem Wesen nach keine „greifbaren Tatsachen“ sind, so schreibt doch ihre Gesetzlichkeit der gesamten Tatsachenwelt ihre Gesetze vor. Alle räumlichen Dinge sind beherrscht von der

Gesetzlichkeit der Geometrie. Alles seelische Erleben und sein Ausdruck ist beherrscht von der Gesetzlichkeit des Stiles, die unsere Forschung bloßlegt. Die Bewältigung „greifbarer Tatsachen" ist zwar an sich nicht Aufgabe einer Ideenwissenschaft, aber diese liefert das Werkzeug zu solcher Bewältigung.

## 8. Ausdrucksstoff und Ausdrucksstil

Aller Ausdruck ist seinem Wesen nach Ausdruck von etwas, nämlich Ausdruck eines Erlebens. Nicht jedes Erlebnis drückt sich aus, aber alles Ausgedrückte ist ausgedrücktes Erlebnis. Wir fassen hierbei das Wort „Erlebnis" nicht in jenem betonten Sinne, den es oft in der alltäglichen Rede hat (wenn z. B. einer sagt: Es ist mir ein Erlebnis gewesen! oder: Das und das ist mir nicht zum Erlebnis geworden), sondern viel allgemeiner: alles, was im niemals ruhenden Strome des Bewußtseins hinfließt und durch „Reflexion" herausgehoben werden kann, soll hier ein Erlebnis heißen, ob es nun ausdrückbar ist oder nicht. Jede gewöhnliche Wahrnehmung, jedes unbestimmte Gefühl ist in diesem Sinne ein Erlebnis. Und wiederum soll auch das Wort „Ausdruck" hier nichts von dem gesteigerten Sinne an sich haben, in welchem es z. B. bei Erörterung moderner Kunstrichtungen totgehetzt wird: im Sinne der Expressionen etwa des Expressionismus. Wir verstehen das Wort hier in seinem schlichtesten Sinne: jede unbewußte Handbewegung, jedes Stirnrunzeln, jede Eigenheit des Ganges, jedes beliebige noch so „sinnlose" Wort — aber auch jedes höchste Werk einer Kunst oder sonst ein Kulturgebilde — ist Ausdruck und kann im Zusammenhange einer Ausdrucksforschung bedeutsam werden.

Die Verschiedenheit der Erlebnisse spiegelt sich in der Verschiedenheit ihrer Ausdrücke: so verschieden ein Zornerlebnis ist vom Erlebnis einer Freude, eines Schreckens, einer Hingebung oder eines Begehrens, so verschieden sind die Ausdrücke dieser Erlebnisse. Der Ausdruck eines Zornes, eine zornige Gebärde z. B., kann unter gewöhnlichen Umständen nicht mit dem Ausdruck einer Freude verwechselt werden. Aber wiederum sind auch nicht alle Zornausdrücke und alle Freudenausdrücke unter sich gleich. Es gibt Menschen, die im heftigsten Zorn noch an sich halten, sich nichts merken lassen, so daß ihr Zornerlebnis sich vielleicht nur in einem Aufblitzen der

Augen, einer Verschroffung der Mienen, einem Stocken der Rede verrät; und es gibt Menschen, die im Zorne heftig ausbrechen mit Worten und Gebärden. Und auch hier noch, in diesem zweiten Falle, sind in der Wahl der Worte, in der Weise der Gebärde die reichsten Unterschiede möglich, so daß ein heftiger, völlig ungezügelter Zornausbruch sehr verschieden aussehen kann beim einen Menschen und beim andern.

Solche Verschiedenheit der Ausdrucksweisen gründet in einer Verschiedenheit der Erlebensweisen: wo ein Erlebnis, z.B. ein Zornerlebnis, auf verschiedene Weise ausgedrückt wird, da wird es auch auf verschiedene Weise erlebt. Letzten Endes drückt jeder einzelne Mensch seine Erlebnisse in einer besonderen, nur ihm eigenen Weise aus, und das bedeutet, daß jeder Mensch seine Erlebnisse in einer besonderen, nur ihm eigenen Weise erlebt. Unsre Betrachtung aber wendet sich den typischen Ausdrucksweisen und entsprechenden Erlebensweisen zu, von denen alles einzelmenschliche Erleben umgriffen und durchwirkt ist.

Zweierlei haben wir an jedem Ausdruck zu scheiden: 1. was da ausgedrückt wird, ob ein Zornerlebnis, ein Freudenerlebnis, ein Begehren oder sonst etwas, und 2. wie es erlebt und in welcher typischen Weise es ausgedrückt wird. Das erste nennen wir den Ausdrucksstoff, das zweite den Ausdrucksstil. „Zorn“, „Freude“, „Begehren“ sind Worte, die je einen Ausdrucksstoff bezeichnen wollen. Jede gebildete Sprache bietet Worte genug für Ausdrucksstoffe dar; bei Beschreibung eines Ausdrucksstiles dagegen versagt der Wortschatz der geschichtlich gegebenen Sprachen oft genug, weil eben so etwas wie Ausdrucksstil in den Zeiten sprachlicher Urschöpfung noch nicht begrifflich bewußt und in Worten erfaßt werden konnte. Darum muß unsre Beschreibung von Stileigentümlichkeiten der Erlebnisse und ihres Ausdrucks gar oft eine Umschreibung, eine Rede in Hinweisen, Andeutungen und Gleichnissen sein.

Unsere Scheidung des Ausdrucksstoffes vom Ausdrucksstile ist eine rein gedankliche Scheidung: kein Erlebnisstoff kann auftauchen und erlebt werden außer in einem bestimmten Stile; daher kann auch kein Ausdrucksstoff erscheinen außer in einem bestimmten Stile. Der Stoff „Zorn“ z.B. kann nicht „an sich“ erlebt werden, d.h. nicht stillos, ungeformt. Sobald er da ist, d.h. erlebt wird, ist er stilbestimmt: die Stilbestimmtheit gehört zu seinem Wesen. Wohl

ist es möglich, daß in einem Erlebnis und seinem Ausdruck mehrere Stile durcheinanderwirken oder daß der Stil des Erlebens mit dem seines Ausdrucks im einzelnen Falle sich nicht völlig deckt. Ein Erlebnis aber, das von keinem Stile bestimmt wäre, ist so wenig möglich wie eine Farberscheinung ohne Ausdehnung.

## 9. Stilwechsel im Ausdruck

(Dazu die Bilder 98—114)

Unsere bisher gezeigten Bilder waren in ihrer Mehrzahl solche, die jeweils einen einzigen Baustil der leiblichen Erscheinung darstellten, durch den sich zugleich ein einziger Stil des Ausdrucks ungehemmt verwirklichen konnte. Wir führten je ein Antlitz in der Entfaltung seines Ausdrucks, seines Mienenspiels, nämlich in einer „mimischen Reihe" vor; so sehr aber der Ausdrucksstoff sich von Bild zu Bild veränderte, so hielt doch der Ausdrucksstil sich durch: er blieb der gleiche in allen Gliedern der Reihe. — Daneben zeigten wir, besonders in der Reihe „Erlösungsmensch", auch solche Erscheinungen, an denen zwei Stile ineinander verschmolzen waren, und unsere stilkritische Arbeit bestand eben darin, den einen Stil — in der genannten Reihe den Stil des Erlösungsmenschen — gleichsam herauszuschmelzen, wodurch dann auch das mit Eingeschmolzene aus der Verbindung frei und an sich selbst erfaßbar wurde. Aber auch in diesen stilgemischten Köpfen hielt der Ausdrucksstil, vielmehr die Stilverbindung, sich durch: zwar traten, je nachdem das einzelne Antlitz mehr in diesem oder in jenem Durchblick betrachtet wurde, bald die Züge des einen, bald die Züge des andern Stiles deutlicher hervor; aber es fiel nicht auf, ob der Ausdruck selber — im Verlaufe seines Wechselns von einem Stoffe zum andern — sich bald des einen, bald des anderen Stiles bediene.

Einen solchen Fall, wo verschiedener Stoff verschiedenen Stil ins Spiel ruft, zeigen unsere drei Bilder 98—100. Wo die Züge am wenigsten bewegt sind, Bild 98, wirkt am stärksten der wesentlich nordische Baustil der Erscheinung; nur die etwas vorgewölbte, kugelige Stirn deutet auf enthebungsmenschlichen (ostischen) Einschlag. Zunehmendes Lachen, das die Weichteile bewegt, setzt ostische Wulstungen ins Spiel, zumal in der Umgebung der Augen, die



Bild 98

## Stilwechsel im Ausdruck.

Norddeutsche Künstlerin.

Bild 98: In unbewegter Haltung tritt nur das Nordische hervor.

Bild 99: Das Lächeln weckt ostische Züge um die Augen.

Bild 100: Die obere Gesichtshälfte lacht ostisch, die untere nordisch.



Bild 99



Bild 100

zuletzt, Bild 100, fast verschwinden: die untere Gesichtshälfte lacht noch auf nordisch, die obere auf ostisch.

Die Bilder 101 und 102 sind der Ausdrucksreihe eines jungen jemenitischen Juden entnommen. Die Erscheinung gibt sich, wenn wir die gesamte Reihe (von der wir an dieser Stelle ja nur zwei Glieder zeigen) überblicken, als fast durchaus von wüstenländischem Stile bestimmt. Nur das Bild 102 erfaßt einen Augenblick, wo ein zwiespältiger, problematischer Ausdruck den leichten vorderasiatischen (erlösungsmenschlichen) Einschlag in diesen Zügen so stark benützt, daß er plötzlich überhandnimmt. Die Störung des wüstenländischen Stiles wird auf diesem Bilde noch gefördert durch die europäische Kopfbedeckung, die zwar ebensowenig vorderasiatischen wie wüstenländischen Stiles ist, unter den morgenländischen Juden aber mehr und mehr die stilecht morgenländischen Trachten verdrängt und an der allgemeinen Verwirrung des Stilgefühls und der Verkitschung der stilechten Lebensformen im Morgenlande mithilft*).

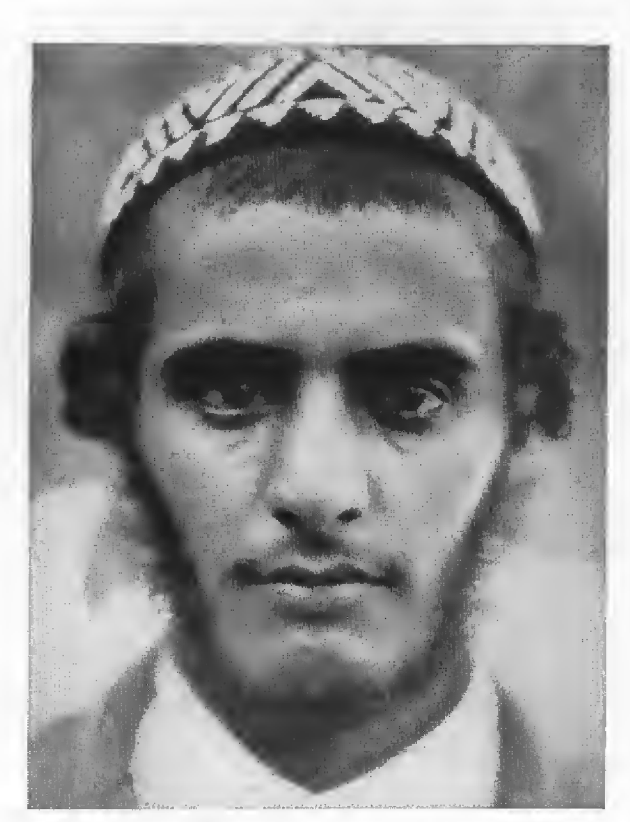


Bild 101: Junger jemenitischer Jude. Wesentlich wüstenländisch (Offenbarungsmensch).

Der Stilwechsel im Ausdruck ist eine mimische Möglichkeit, von der die Kunst des Schauspielers unbewußt ausgiebigen Gebrauch macht. Ein Schauspieler, der nur ein einziges, d. i. ein stilreines, Gesicht hat, verfügt im Grunde auch nur über eine einzige Rolle, während ein stilgemischtes Antlitz, aus dem durch Wandel des Ausdrucks die verschiedensten Stile herauszuholen sind, die Möglichkeit eines reichen inneren und äußeren Repertoires gewährt. Ein Blick auf die Bilder 103—106, die einen Ausschnitt aus einer Bilderreihe

*) Vgl. dazu L. F. Clauß, Levantisierung, in Zeitschrift für Menschenkunde, 4. Jahrgang, Heft 2, bes. S. 74 ff. (über stilgemäße Tracht).

vom Antlitz des russischen Philosophen und Schauspielers Fedor Stepun bringt, schafft eine Ahnung von der Fülle dieser Möglichkeiten: die Rolle wird hier dreimal bewußt gewechselt, und jedesmal tritt eine anders betonte Stilverbindung hervor. Bei Aufnahme 105 (Rolle des Diplomaten) habe ich durch eine leichte optische Übertreibung der Perspektive die vom Darsteller unbewußt erstrebte Betonung nordischer Linien unterstützt.



Bild 102: Derselbe. Durch Ausdruckswechsel werden vorderasiatische Züge erkennbar, unterstrichen durch die stilwidrige Kopfbedeckung.

Nicht an jeder stilgemischten Gestalt vollzieht sich dieser Stilwechsel im Ausdruck. Die Bilder 107—114 zeigen ein mitteldeutsches Mädchen während eines Gesprächs, das mehrfach Gelegenheit zum Ausdruckswechsel bot. Der erfolgte auch, zog aber keinen Stilwechsel mit sich. Das Antlitz zeigte, so oft ich es sah, immer gleichmäßig eine Verbindung nordischen Stiles mit Zügen des dinarischen Menschenschlages, in dem einige Forscher eine besondere Rasse sehen*). Der Umfang an Erlebensmöglichkeiten dieses jungen Mädchens ist gering, sie verfügt im Grunde nur über eine einzige Rolle, und in dieser hält sich die Stilverbindung durch. Doch bleibt es noch immer denkbar, daß durch heftige seelische Erschütterungen der innere Lebenskreis dieses noch sehr jungen Menschenkindes einmal gesprengt und damit auch die Stilverbindung gleichsam auf-

*) Ich habe mich bisher noch nicht davon überzeugen können, daß es sich im dinarischen Menschen um eine eigene Rasse handelt. Seine Erscheinung erinnert in vielen Zügen an die der vorderasiatischen, in anderen an die der nordischen Rasse.






Bild 103—106: Fedor Stepun in verschiedenen Rollen.
Großer Umfang mimischer Möglichkeiten durch starke Stilmischung.

gespalten wird, so daß dann künftig bei wechselndem Ausdruck die hier verbundenen Stile auseinandertreten.

Hier sei ein kleiner Seitenblick auf den Wert photographischer Abbildungen geworfen. Eine einzelne Abbildung, die nicht Glied einer mimischen Reihe ist oder die der Forschende nicht durch eigene Kenntnis des Abgebildeten nachzuprüfen vermag, ist kein zuverlässiger Ausweis über die Rasse des Abgebildeten. Ein einigermaßen geschickter Lichtbildner vermag es, in einem auch nur wenig stilgemischten Antlitz auf verschiedenen Bildern jeden einzelnen Stileinschlag so ausschließlich zu betonen, daß dieses selbe Antlitz bald als Vertreter der einen, bald als Vertreter der anderen Rasse beansprucht werden kann. Ebenso kann ein stark stilgemischtes Antlitz durch Beleuchtung, Wahl des Durchblicks und des Ausdrucks künstlich stilrein abgebildet werden. Und was der geschickte Photograph absichtlich tun kann, das kann dem Stümper aus Dummheit geschehen, nämlich daß er einen Menschen durch eine ungewollte, aber entscheidende Verlegung des Stilakzents gleichsam in sein Gegenteil umphotographiert — wobei an die Möglichkeit geschickter oder stümperhafter „Retouche" noch gar nicht gedacht ist. Grundsätzlich gilt: keinem Bilde trauen, das man nicht selbst gemacht hat oder nachprüfen kann durch Kenntnis des Abgebildeten. Ob die naturwissenschaftliche Rassenkunde, die vorwiegend mit Einzelbildern aus fremder Hand arbeitet, tatsächlich mit diesen auszukommen vermag, muß ihrer eigenen Erwägung überlassen werden. Die vergleichende Rassenseelenforschung jedenfalls kann nur aus solchem Bilderstoffe schöpfen, den sie selbst geschaffen und somit in seiner Entstehung selbst überwacht hat.

## 10. Der Leib als Schauplatz des Ausdrucks

(Dazu die Bilderreihen 115—120 und 121—138)

Das Erleben einer Seele ist an sich selbst nicht sinnlich wahrnehmbar für andere Seelen, wahrnehmbar ist nur sein Ausdruck. Er ist wahrnehmbar, bedeutet: er erscheint im Raume, sichtbar oder hörbar. Jeder einzelnen Seele ist eine Flucht von Schauplätzen verliehen, auf denen ihr Ausdruck sichtbar oder hörbar werden kann. Der erste und ursprünglichste Schauplatz der Seele ist ihr Leib. Er bietet sichtbare Ausdrucksfelder, in denen der Ausdruck als



Bild 107—110: Mädchen aus Dresden.
Verbindung nordischer und „dinarischer" Züge. Ausdruckswechsel ohne Stilwechsel.









Bild 111—114: Dieselbe. Beschränkung auf eine einzige Lebensrolle, in der sich die Stilverbindung durchhält.

„Miene", als sichtbare „Gebärde", d. h. als Bewegung im Raume, erscheint. Er bietet hörbare Ausdrucksfelder, deren wichtigstes die Stimme ist: in ihren hörbaren Bewegungen drückt sich der Inhalt und die Weise des Erlebens aus. Wir beschränken uns in dieser Darstellung auf das an sichtbaren Bildern Aufweisbare und bevorzugen also den sichtbaren Ausdruck des Leibes, um durch ihn die verschiedenen Ausdrucksstile schaubar zu machen*).

Nicht jeder Leib leistet als Schauplatz dasselbe für jede beliebige Seele. Denken wir uns eine Seele jener Art, wie sie auf den Bildern 1 und 2 sich ausdrückt, mit einem Leibe begabt vom Stile jenes Leibes, wie ihn z. B. Bild 83/84 zeigt, so leuchtet ein, daß jene nordische Seele an einem solchen Leibe ihr Erlebnis nicht in der Weise auszudrücken vermöchte wie an dem ihr tatsächlich verliehenen nordischen Leibe, dessen Stil ihrem eigenen Stile entspricht und mit ihm eine bruchlose Einheit bildet. Wie aber denn sollte sie dann ihr Erleben ausdrücken, wenn nicht in ihrer eigenen Weise, ihrem Stile? Diese Frage ist eine der wichtigsten unseres Forschungsgebietes, sie frägt nach den stilhaften Beziehungen zwischen der einzelnen Seele und ihrem Leibe.

Die Reihen des Ersten Teiles (Bild 1—97) haben vorwiegend solche leiblichen Gestalten vorgeführt, deren Stil im Wandel der Ausdrucksstoffe sich durchhielt. Ob z. B. das Antlitz auf Bild 6—12 ernst blickt oder heiter oder sonstwie, immer zeigt es in all seinem Ausdruck, so verschieden dessen Stoff sein mag, den gleichen Stil. An allen jenen Bilderreihen, in denen ein Stil „sich durchhielt", fanden wir, daß jedes Antlitz vorgeformt und vorbestimmt erschien für eine typische Weise des Ausdrucks. Jedes Antlitz hatte Stil an sich selber, schon vor allem Ausdruck, aber mit Hinweis auf möglichen Ausdruck: es trug Züge der Vorzeichnung, die jedem möglichen Ausdruck seine Bahn vorschrieben. Das Antlitz auf Bild 6—12 bietet seiner Gestalt nach andere Ausdrucksmöglichkeiten dar als

*) Ausdruck ist ferner jede Handlung, die Gestaltung der Umwelt, jedes Werk, also alle Kulturgebilde. Vom Staat als Schauplatz des Ausdrucks handelt, auf unserer Forschung aufbauend, Prinz F. W. zur Lippe, Vom Rassenstil zur Staatsgestalt (Berlin-Neu-Finkenkrug 1928); von Glaubensgestaltung im Stile verschiedener Rassen W. Erbt, Der Anfänger unsers Glaubens (Leipzig 1930). Wichtige rassenseelenkundliche Einsichten enthalten ferner die Schriften von B. Kummer, Zur germanischen Glaubens- und Sittengeschichte (sämtl. bei Adolf Klein, Leipzig).

das Antlitz auf Bild 62—69, das Antlitz auf Bild 13—18 andere als z. B. jenes auf Bild 85—89. Dabei handelt es sich hier ausschließlich um den Ausdrucksstil und nicht um den Ausdrucksstoff. Gewisse Ausdrucksstoffe sind wohl allen seelisch gesunden Menschen und offenbar vielen Tierarten gemeinsam (Freude, Liebe, Haß, Zorn). Umgrenzt ist durch den Baustil eines Leibes nicht seine Mannigfaltigkeit an Ausdrucks*stoffen*, sondern nur der Umfang seiner *stilhaften* Möglichkeiten. Ist ein Antlitz in seinem Bauplan von einem einzigen Stile unzweideutig bestimmt, so ist es damit schon festgelegt auf eine ganz bestimmte Weise des Ausdrucks: wollte es, etwa durch mimische Nachahmung, eine andere Weise des Ausdrucks zeigen als die in ihm vorgezeichnete, so würde es sich entstellen, und dieser nachgeahmte Ausdruck würde eben als ihm fremd, als unecht, als ein Mißbrauch seiner Ausdrucksbahnen kenntlich sein. Denken wir uns z. B. das Antlitz auf Bild 1 und 2 in eine besonders stiltypische Haltung des Offenbarungsmenschen (Bild 51) oder des Erlösungsmenschen (Bild 65) versetzt, so ergibt sich entweder eine Unmöglichkeit, indem eben mit der äußerlich angenommenen Haltung doch nichts vom anderen Typus dargestellt wird, oder es ergibt sich etwas Verrenktes, Lächerliches: statt der stilechten Gebärde des nachgeahmten Typus eine Pose*). — Und was vom Antlitz gilt, das gilt vom ganzen Leibe.

Je klarer also der Baustil eines Leibes entfaltet ist, desto deutlicher verlangt er eine bestimmte, ihm entsprechende Weise seelischen Ausdrucks, der sich an diesem Leibe verwirklichen soll. Nur ein solcher Ausdruck, dessen Stil dem Baustil dieses Leibes entspricht, kann sich vollkommen und ungehemmt an diesem Leibe verwirklichen. Der Stil des Ausdrucks ist es, der die Einheit bedingt zwischen dem Baustil des Leibes und dem Stile der erlebenden und sich ausdrückenden Seele. Jede Seele von bestimmtem Stile bedarf eines leiblichen Schauplatzes, der so beschaffen sein muß, daß an ihm das Erlebnis der Seele sich rein in seinem eigenen Stile, dem Stile dieser Seele, auszudrücken vermöge: *der Stil des Leibes und seiner Ausdrucksbahnen muß eins sein mit dem Ausdrucksstil und Erlebensstil der Seele.* Ob diesem Bedarfe in

*) Hier nutzen wir den zweiten Sinn des Wortes „Pose". Vgl. demgegenüber S. 50, wo mit Pose eine übersteigerte Form eines an sich stilechten Zuges, nämlich der mittelländischen Darbietung, bezeichnet wurde.

sämtlichen vorkommenden Einzelfällen tatsächlich entsprochen wird oder nicht, ist eine andere Frage, der wir uns zuwenden werden; wo aber je eine vollkommene gegenseitige Zugehörigkeit eines Leibes und einer Seele vorkommt, wie z. B. bei den meisten Gestalten unserer Reihen im Ersten Teile dieses Buches, da besteht



Fremde Aufn.

Bild 115: Austen Chamberlain als Redner. Nordische Haltung und Bewegung: sie geht von der Längsachse aus und meidet Aufwand an Gliederbewegung.



Fremde Aufn.

Bild 116: Schwabe, nordisch-fälisch. (Bild aus den 80er Jahren.) Auch noch die bewußte Haltung des germanischen Menschen ist nichts als schlichter Ausdruck seiner Kraft.

sie darin, daß der Stil des Leibes dem Stile der Seele rein entspricht und deshalb der Leib ein vollkommener Schauplatz des Ausdrucks sein kann für die Seele, deren Leib er ist.

Jeder der Gestaltumrisse, die wir im Ersten Teile entwickelt haben, birgt andere Möglichkeiten des Ausdrucks, in jedem entfaltet sich ein anderer Stil der Miene und Gebärde. Nur ein auf freiem Halse getragenes Haupt vermag zum Beispiel „sich in den Nacken zu werfen"; diese Gebärde läßt sich also in nordischem,

mittelländischem und wüstenländischem Stile ausführen, nicht aber z. B. im ostischen Enthebungsstile: der Kopf unseres Bildes 168 oder die Köpfe der Bilder 128—130 und 83—89 werden ihren Stil verletzen, wenn sie es versuchen sollten, sich in den Nacken zu werfen. Zu einem Gebärdenstile, dem das Rückwerfen des Kopfes



Fremde Aufn.

Bild 117: Englische Jüdin, redend. Wesentlich vorderasiatisch. Der Rumpf sackt, das Gesicht leidet und die Hände werben.



Fremde Aufn.

Bild 118: Walliser (Lloyd George), redend. Wesentlich mittelländisch. Er genießt seinen Ausdruckstanz vor der Gesellschaft.

als Ausdruck eignet, gehört auch ein Haupt, in welchem die Bahnen dieser Gebärde vorgezeichnet sind: ein Haupt mit weit geschwungener Schädellinie, ein Langkopf („lang" von der Stirn nach dem Hinterhaupte). Ja, vielleicht läßt sich sagen: der Gebärdenstil der freien Schwungbewegung erfordert leichtes Haupthaar, denn nur solches Haar vermag mit solcher Gebärde zu fliegen und so am Stile dieser Gebärde teilzunehmen.

Die drei schlanken, feingliedrigen Leiber der Reihe Nordisch, Mittelländisch, Wüstenländisch (Leistungsmensch, Darbietungs-

mensch, Offenbarungsmensch) vermögen sich frei und unbeschwert im Raume zu entfalten: in bezug auf diese Möglichkeit sind sie einander verwandt. Völlig verschieden aber ist die Weise, wie die nordische Seele diese Möglichkeit gebraucht, z. B. von der mittelländischen Bewegungsweise. Die nordische Seele „schweigt" auch in ihrer Leibesbewegung: sie übt nicht den Ausdruck um seiner selbst willen als ein Spiel, wie die mittelländische Seele es tut, sondern sie beschränkt ihn in strenger Zucht auf das Wesentliche*). So, wie die germanischen Sprachen im Gange ihrer Entfaltung aus dem Klanggefüge ihrer Worte alles ausgeschieden haben, was nicht wesentlich sinnbedeutend war, und so schließlich ihre Worte zusammenpreßten manchmal bis auf einen einzigen knarrenden Laut, so meidet auch die Gliedersprache des nordischen Menschen alles, was nicht zur Sache gehört. Der mittelländische Ausdruck wählt einen anderen Weg: die ihrer inneren Form nach mehr und mehr mittelländisch bestimmten romanischen Sprachen schwingen und tanzen auf dem schönen Klang ihrer üppigen Wortgebilde, so wie die Gliedersprache des Mittelländers ein Schwingen und Tanzen in schönen Gebärden ist, das sich nicht genug tun kann an sich selber. Der nordische Mensch ist vergleichbar dem Steuermann in einem Segelboote: den Blick ins Ferne gerichtet,



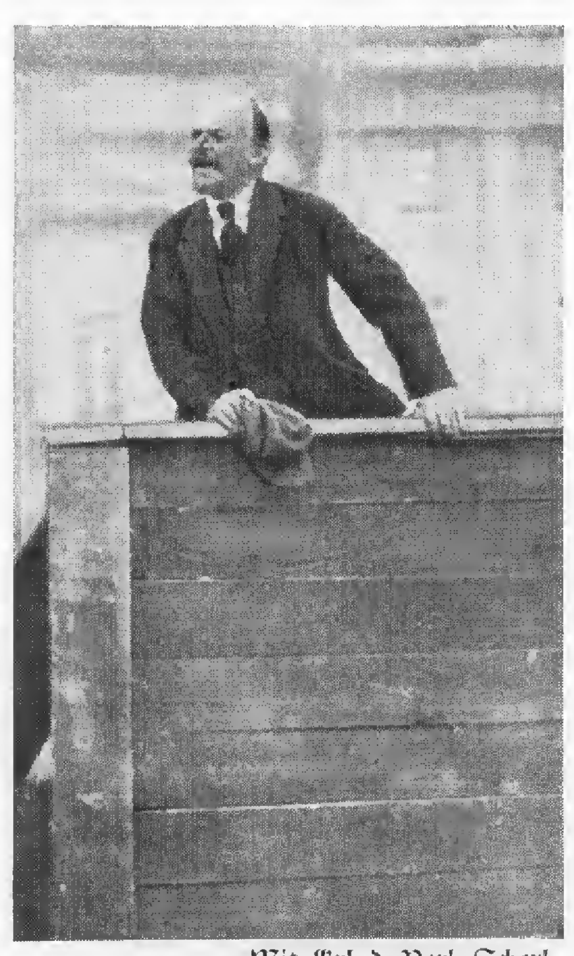
Mit Erl. d. Verl. Scherl.

Bild 119: Englischer Redner vor Wählermassen. Wesentlich mittelländisch. Gebärdenaufwand bis zur Ausdrucksakrobatik gesteigert.

*) Über das nordische „Schweigen" vgl. L. F. Clauß, Die nordische Seele, 8. Abschnitt: Nordische Gemeinschaft.

hält er die Ruderpinne in fester, doch leichter Hand. Er weiß und spürt es, daß sein Fahrzeug schon der leisesten Bewegung dieser Hand gehorcht. Nur der Stümper zerrt das Ruder hin und her. Der Mittelländer aber ist einem Tänzer vergleichbar: seine Glieder in schönem Spiele zu wiegen und zu schwingen, das eben ist ja gerade sein Beruf.

Die nordische Gebärde meidet den Aufwand, sie „hält an sich", und das bedeutet für die Ausdrucksbewegung der Glieder: sie scheut die Entfernung von der Achse. Alle Gliederbewegung, die hinausgeht über das zum Ausdrücken notwendig erforderliche Maß, empfindet sie als Übertreibung, als unbeherrscht und somit als unvornehm.



Mit Erl. d. Verl. Scherl.

Bild 120: Innerasiate (Lenin), zu Massen redend. Die Seitenschwingung als Ausdrucksbewegung.

Die nordische Ausdrucksbewegung entfaltet sich im wesentlichen um die Längsachse bei senkrechter Haltung des Leibes. Alles Rumpfbeugen, Kniebeugen als Ausdruck (vgl. z.B. die Bilder 117 und 119) ist ihr fremd, auch alles Seitwärtsschwingen oder -recken (vgl. Bild 120) des Leibes. Als Redner verbleibt der nordische Mensch in der aufrechten Stellung, wie Bild 115 sie zeigt; und wenn er sich aufstellen soll, um abgebildet zu werden, dann neigt er zu einer einfachen, geraden Haltung, die weiter nichts ausdrückt als seine Kraft.

Dies gilt von der reinen Ausdrucksbewegung; die Zweckbewegung dagegen (z.B. Arbeit, Leibesübungen) ist nicht reiner Ausdruck, sondern mitbestimmt von dem Zwecke, dem sie dient: ihr Maß, ihre Entfernung von der Längsachse wird durch den Zweck bestimmt. Und dennoch ist auch alle Zweckbewegung vom rassischen Stile durchherrscht: ein Norde holt anders zum Schlage aus als ein

fälischer Verharrungsmensch oder als ein mittelländischer Darbietungsmensch oder als ein Innerasiate. Durch alle Bewegung nordischen Stiles geht die Spannung zwischen dem Ausgriff der Leistung und dem An-sich-Halten im Abstand. Nur im Bereiche der Zweckbewegung, nicht in dem der Ausdrucksbewegung, entfaltet sich die nordische Gliederfreude: in der Übung des Leibes, die für den Leistungsmenschen sich selber Zweck genug ist, wird der Norde seines machtvollen Leibes froh*).

Das Sitzen auf Bänken und Stühlen ist eine nordische Erfindung, aus dem Drange zu aufrechter Leibeshaltung erwachsen. Die Rückenlehne bietet die Möglichkeit, diese Haltung zu wahren, ohne zu ermüden. Diese Weise, in nordischem Stile zu sitzen, hat mit der nordischen Erfindung der Bank und des Stuhles ihren Weg über die Erde gemacht, aber nur dem nordischen Menschen ist sie artrecht.

Eines der zartesten leiblichen Ausdrucksmittel ist der Wechsel der Farbe. Seelische Bewegungen verschiedenster Art — Freude, Zorn, Scham — zeigen sich im Ausdrucksfelde durch ein „Erröten" (physiologisch gesprochen: durch einen Blutandrang nach den Hautgefäßen), also durch eine Verdunkelung der Farbe an; andere Bewegungen der Seele — z. B. Schrecken und Furcht — durch ein „Erbleichen", also durch eine Verminderung der Farbe (physiologisch gesprochen: durch ein Zurückweichen des Blutes aus der Haut). Der Schauplatz solchen Ausdrucks ist die Oberfläche des Antlitzes, die Gesichtshaut. Diese kann so beschaffen sein, daß sie den Wechsel der Farbe sehen läßt bis in die leiseste Tönung: sie kann zart und nahezu durchsichtig sein, so daß sie die leiseste und zarteste Bewegung der Seele spiegelt, soweit eine solche Bewegung sich eben in einem Wechsel der Farbe äußert. Die entgegengesetzte Möglichkeit ist die völlige Undurchsichtigkeit der Haut, die dann überhaupt keinen Wechsel der Durchblutung mehr erkennen läßt, kein Erlebnis mehr durch Farbwechsel anzeigt und mithin ihren Ausdruckswert verliert. Zwischen diesen beiden äußersten Möglichkeiten gibt es dann mancherlei Abstufungen.

Wir fragen: welcher Art muß die Gesichtshaut sein, die zum Stile der nordischen Seele gehört? Die nordische Seele haben wir gezeichnet als eine, der es inneliegt, ihre Ausdrucksmittel in beherrschtester Weise zu gebrauchen, weil sie um keinen Preis zu

*) Vgl. hierzu S. 166.






Bild 121—124: Schiffsjunge aus Triest. Gebrochener Ausdruck: ostischer Ausdruck gebrochen an Linien mittelländischen Stiles.

viel enthüllen möchte: eine Seele, die durch Schweigen redet. Eine solche Seele bedarf eines Ausdrucksfeldes, das schon die leiseste Regung widerspiegelt; denn sie würde stumm sein, wenn nicht dieser Wechsel der Farbe reden könnte für sie. Zur nordischen Seele also gehört ein Leib mit ausdruckszartester Haut: je besser die Haut geeignet ist für den Wechsel der Farbe, desto besser taugt sie als Schauplatz nordischen Ausdrucks. Die Dichter und Legendenschreiber des abendländischen Mittelalters haben dies wohl gewußt und haben überall dort, wo sie adelige — und das bedeutet eben in jener Zeit der germanischen Herrschaft auch weit außerhalb der germanischen Kernländer: nordische — Menschen zeichnen wollten, die durchsichtige Zartheit der Haut verherrlicht und übertrieben, freilich ohne daß sie sich des Ausdruckswertes dieser Helle und Zartheit bewußt gewesen wären. In ihren dichterischen Träumen gibt es Frauen, deren Haut „wie Alabaster" ist, und wenn sie Wein trinken, sieht man ihn rot durch den lichten Hals hinunterströmen wie durch Glas.

Die Haut des nordischen Leibes dunkelt nicht in der Sonne. Sie rötet sich zwar und entzündet sich schließlich und verliert dann für die Dauer der Entzündung ihren Ausdruckswert. Aber mit der Entzündung schwindet auch die Rötung: die Entzündung heilt und die ursprüngliche Helle kehrt zurück.

Die nordische Helle und Zartheit der Haut setzt sich fort im nordischen Haare: es können zu einer solchen Haut keine schwarzen Borsten passen. Das nordische Haar wirkt als gewichtslos, und wenn der Wind hineinfährt, steht es auf wie eine helle Flamme. Wenn ein nordischer Kopf vor dem Lichte steht, dann leuchten die Haare auf und spielen wie ein heller Schein um die schattendunkle Fläche (vgl. Bild 98 und 160, ferner die Tafeln 1, 10, 13 und 14 meines Buches „Die nordische Seele"). Die zarte Helle der Haut und des Haares machen zusammen die nordische Blondheit aus. Auch das mittelländische Haar ist zart und seidenweich, jedoch, der mittelländischen Haut entsprechend, dunkel.

Die mittelländische Seele ist beredt ihrem Wesen nach: sie lebt in ihrem Ausdruck und bevorzugt die Ausdrucksgebiete, die Raum geben für einen spielerischen Gebrauch. Der Wechsel der Farbe hat keinen spielerischen Wert: Erröten und Erbleichen läßt keine spielerische Gestaltung zu. Entsprechend dieser geringeren Bedeu-

tung des Farbenwechsels für die mittelländische Seele ist die Haut ihres Leibes minder hell und ausdrucksempfindlich: sie ist zwar von großer Zartheit, aber gleichsam halb verhüllt durch eine bleiche Bräunung. Sie erinnert an Sammet. Durch die halbe Verhüllung des farbigen Ausdrucks fördert sie gewisse erotische Wirkungen, die am besten im Bereiche des Halbverhüllten gedeihen. —

Die hier gegebenen wenigen Beispiele mögen genügen, um den rassischen Sinn der leiblichen Gestalt zu beleuchten, nämlich ihren Sinn als Ausdrucksfeld für eine rassisch gestaltete, stilbestimmte Seele. Eine Seele von bestimmter Gestalt verlangt auch einen Leib von entsprechender Gestalt. Was wir hier unter Gestalt der Seele verstehen, ist im Ersten Teile dieses Buches deutlich geworden.

Nur bei Stileinheit einer Seele mit ihrem Leibe ist „vollkommener", d. h. ungehemmter Ausdruck möglich. Hat eine Seele aber einen anderen Leib, nämlich einen solchen, der von ihrem Stile abweicht: einen Leib, der nicht gerade für ihren Ausdrucksstil den geeigneten Schauplatz bietet, sondern — seinem Baustile nach — für eine andersartige Seele bestimmt scheint, so ist der Ausdruck dieser Seele in seiner stilgemäßen Entfaltung gehemmt.

Die Reihen im Ersten Teile dieses Buches zeigten uns auf fast all ihren Bildern ungehemmten, ungebrochenen Ausdruck: schon bei flüchtiger Betrachtung, ohne besondere Vertiefung in den Sinn dieser verschiedenen leiblichen Formen, leuchtet es ein, daß dort in fast allen Fällen der Stil der Seele mit dem Stile des Leibes, an dem sie sich ausdrückt, völlig übereinstimmt. Dies wird noch deutlicher durch die Vergleichung irgendeiner von jenen Reihen mit Bild 121—138. Verdecken wir von Bild 121 das linke Drittel und lassen so das Gesicht verschwinden, so verbleibt ein Rest, der als Teil einer stilreinen Gestalt vom Stile des mittelländischen Darbietungsmenschen erscheint oder einer anderen schlanken Langkopfrasse. Vertiefen wir uns in die Linienführung dieses Gestaltrestes, ergänzen dazu in Gedanken das zu ihm passende Gesicht und heben dann die Verdeckung wieder auf, so erleben wir eine leichte Enttäuschung: das nun tatsächlich auf der Bildfläche wieder erscheinende Gesicht dürfte eigentlich nicht ganz so aussehen, wenn es zu den Linien schlanken Schwunges passen sollte, die zumal das Hinterhaupt dieser Gestalt umreißen. Der Gesichtsschnitt hält zwar in diesem Ausdruck aufmerkender Gespanntheit, den Bild 121 zeigt,



Bild 125: Mädchen aus Südtirol. Bei ruhiger Kopfhaltung zeigt der Gesichtsschnitt mittelländischen Stil.



Bild 126: Dieselbe. Das Lachen weckt ostische Züge, zumeist in der unteren Gesichtshälfte.



Bild 127: Dieselbe. Mittelländisch mit halbverdeckten ostischen Ausdrucksbahnen in der unteren Gesichtshälfte.

noch entscheidende Linien mittelländischen Stiles fest, doch bleiben sie gleichsam leer: es fehlt die spielerische Leichtigkeit, die zu ihrem ausdrückenden Wesen gehört. Wenden wir bei Bild 122 das gleiche Verfahren an, so ist die Enttäuschung größer: im Ausdruck der Heiterkeit mischt sich etwas Gedrungenes, das nach stumpfen, wulstigen Formen verlangt, in die Züge des Gesichtes, also etwas, das dem mittelländischen Stile widerspricht, so daß nun Gesicht und Hinterhaupt einander fremd sind. Was mag seelisch das Entschei-




Bild 128/129: Ein Blick ins Erbbild: die Mutter der vorigen. Ostischer Leib (durch Krankheit entstellt) und ostischer Ausdruck.

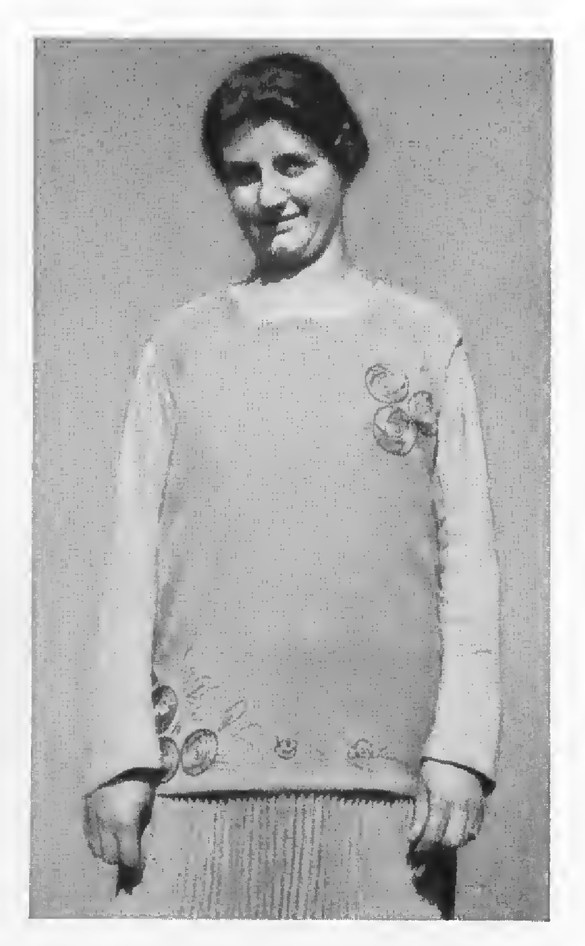



Bild 130/131: Mutter und Tochter. Die Tochter zeigt hier fast rein ostischen Ausdruck an ihrem überwiegend mittelländischen Leibe. Durch die mittelländische Gestalt der Tochter schaut uns die von der Mutter ererbte ostische Seele an. (Vgl. S. 147 und S. 29.)

dende sein im Wesen dieses Menschen: ist es das, was dem Gedrungenen, Stumpfgeformten in seinen Ausdrucksbahnen entspricht, oder ist es ein schlanker Schwung? Ist es dieser, dann wird sein Ausdruck gehemmt, wenn er sich in diesen unschlanken Ausdrucksbahnen des Gesichtes, z. B. den gleichsam von rundlichen Polstern umbetteten Augen, zu entfalten sucht. Ist es aber das andere, eben das Rundlich-Gedrungene, dann müssen ihm die Linien schlanken Schwunges ein Hemmnis sein, denn dann hindern diese die Entfaltung seines wesentlichen Ausdrucks. Ein Blick auf die Bilder 123 und 124 zeigt deutlich genug, von welchem Stile das seelische Wesen dieses Menschen im Grunde bestimmt ist: jenes Gedrungene ist es, das im wesentlichen dem Stile des ostischen Enthebungsmenschen entstammt, aber hier in dieser Gestalt zu einer Verbindung mit Linien mittelländischen Stiles gezwungen und dadurch verzerrt ist: der Weg zur Enthebung ist diesem Menschen verbaut. Wer die Vorderansicht dieses Kopfes sieht, erwartet schwerlich ein Hinterhaupt von jenem Umriß, wie die Bilder 121 und 122 ihn zeigen. Zwar ist der Baustil dieses Gesichtes auch in der Vorderansicht noch im Grunde mittelländisch: vielleicht würde eine anthropometrische Messung des Schädels zu dem Ergebnis führen, daß er von mediterraner (mittelländischer) Rasse sei. In den Weichteilen aber setzt sich Ostisches durch, gebrochen freilich durch den vorherrschend mittelländischen Baustil der leiblichen Gestalt. (Auch Spuren negerischen Einschlags sind bemerkbar. Wir lassen sie in dieser Betrachtung unbeachtet.)

Mittelländisches und Ostisches widerspricht einander auch im Antlitz des südtirolischen Mädchens auf Bild 125—127. Die Belichtungsdauer der Aufnahmen war verhältnismäßig lang, die Abgebildete war im Augenblick der Belichtung „ganz bei der Sache" und rückte sich äußerlich und innerlich für die Aufnahmen zurecht. Darum ist der Ausdruck steif, künstlich und unfrei, was bei seelenkundlicher Beurteilung dieser Bilder berücksichtigt werden muß. Bild 125 zeigt bei unbewegtem Ausdruck einen Gesichtsschnitt, der in seinen wesentlichen Linien mittelländisch ist und insofern sich nicht mit dem gedrungenen Hals und der stumpfen Hinterhauptslinie verträgt. Bringt aber der Ausdruck die Weichteile des Gesichtes in Bewegung, wie es das Lachen auf Bild 126 tut, so zeigt sich, daß auch hier die Weichteile als Bahnen ostischen Ausdrucks gebraucht

werden, der sich soweit durchzusetzen vermag, als diese Weichteile durch Fettpolster gleichsam ostisch unterlegt sind. Die Vorderansicht, Bild 127, zeigt wesentliche Züge mittelländischen Baustils, die aber leer bleiben, da kein mittelländischer Ausdruck sie mit Leben füllt. Diese großen, dunklen Augen mittelländischen Schnittes könnten schön sein, wenn aus ihnen eine Seele spräche, wie der Stil dieser Augen sie verlangt. Die Seele aber, der diese Augen hier tatsächlich verliehen sind, vermag nichts anzufangen mit dieser Form und Größe, sondern bedürfte solcher Augen, wie die nächsten Bilder (128—130) sie zeigen; durch die mittelländischen Züge dieses Mädchens schaut uns gleichsam seine ostische Mutter an*). Aber während bei der Mutter das Ostische sich fast rein in seinem eigenen Stile auszudrücken vermag, ist es bei der Tochter im Ausdruck gebrochen durch das Mittelländische im Baustil ihres Leibes.

Die mimische Reihe Bild 132—138 (muslimische Araberin aus Jerusalem) zeigt eine seltene Verbindung: wüstenländischen Stil gebrochen durch den Stil des fälischen Verharrungsmenschen. Das Leichteste ist hier gebrochen durch das Schwerste, das Flüssigste gestört durch das Festeste. Bild 132 zeigt einen Gesichtsumriß, der im wesentlichen wüstenländisch und auch von wüstenländischem Ausdruck belebt ist, wenn man das Auge zudeckt, das da gleichsam nicht mitkommt. Der Halsansatz ist auf diesem Bilde nicht klar, doch scheint der Hals auf einem schweren und breiten Rumpfe zu sitzen, der zu den Umrißlinien dieses Gesichtes nicht gehört. Die Bilder 133—137 enthüllen den Hals und seine Ansatzlinie: kurz, eckig, breit und fest erhebt er sich ohne Schwung aus einem vierschrötigen Rumpfe. Das Antlitz zeigt hier eine Ausdrucksbewegung, in der das Leichte vergebens gegen das Schwere, das Flüssige gegen das Feste sich durchzusetzen sucht. Der Anlage nach mag in dieser Seele beides gleiche Kraft besitzen, und es blieb der Erziehung (im weitesten Sinne, d. h. dem Beispiel der Eltern und Altersgenossinnen) überlassen, welchem von beiden sie den Vorrang gab. Die arabische Erziehung, wenigstens die häusliche (im obigen Sinne), begünstigt heute noch, wenn nicht durchaus das Wüstenländische, so doch das Leichte**); darum spiegelt dieses Antlitz ein oft wenig erfolgreiches

*) Über Erbbild und Erscheinungsbild s. oben S. 29.

**) Auch die unecht arabische Erziehung, d. h. die nach Pariser oder englischem Vorbild levantisierende Erziehung der arabischen Städterinnen,





Bild 132/133: Muslimische Araberin aus Jerusalem. Gebrochener Ausdruck, siehe Seite 147.







Bild 134—136: Dieselbe. Gebrochener Ausdruck, siehe Seite 147 f.





Bild 137/138: Dieselbe. Gebrochener Ausdruck, siehe Seite 151.

Bemühen, die Mischung von Leicht und Schwer in seinen Ausdrucksbahnen zu einem wüstenländisch-leichten Gesamtausdruck zu zwingen. Die Vorderansicht läßt dieses Bemühen noch schwieriger erscheinen als der Seitenumriß: der Mund z. B. hat zwar wüstenländischen Schnitt und wird in wüstenländischer Weise gehalten, aber sein Zuschnitt ist grob ausgefallen und wirkt deshalb nicht echt und selbstverständlich; wie auch die Haltung, in der er hier getragen wird, erzwungen und künstlich wirkt. Am wenigsten künstlich wirken neben Bild 133 noch die Bilder 137—138. Bild 137 erfaßt einen Augenblick der Ermüdung, wo die Abgebildete zwar sehr bewußt auf die Kamera bezogen, aber schon zu abgespannt war, um den Ausdruckskampf, der sich auf den vorausgegangenen Bildern spiegelt, noch weiter fortzusetzen. Darum erscheint das Antlitz hier verhältnismäßig ausgeglichen: beides, das Leichte und das Schwere, kommen hier zu ihrem Recht. Und zwar scheint sich hier der Einschlag noch eines andern leichten Stiles auszuwirken, des mittelländischen, dem die Darbietung wesentlich und also selbstverständlich ist. Bild 138 ist in Gegenwart einer Freundin der Abgebildeten aufgenommen. Die Freundin ist für solche Frauen in der gegebenen Lage stets die Nebenbuhlerin. Aus dem Bilde spricht heimliche Angst vor Bevorzugung der andern, wodurch eine gewisse innere Ablenkung von der Kamera bewirkt ist. Der Ausdruck ist bemüht, einen wühlenden, häßlichen Neid hinter einem traumhaften Rätsel zu verstecken. — Die Bilder sind an drei verschiedenen Tagen aufgenommen, nicht genau in der Reihenfolge, in welcher sie hier angeordnet sind. Die Anordnung bevorzugt in diesem Falle die Entwicklung des Wesens vor der Tatsache des äußeren Ablaufs.

Unsre Untersuchungen über gebrochenen Ausdruck enthielten zugleich ein Stück Psychologie der Stilmischungen; aber nur eben ein Stück, das einer Ergänzung bedürfte durch eine Untersuchung der anderen Möglichkeiten der Gemischtheit. Die Stilmischung der Seele und die Entfaltung der verschiedenen in ihr angelegten Stile kann ja doch auch der Stilmischung des Leibes so genau entsprechen, daß der Seele nichts fehlt, um sich vollkommen auszu-

---

begünstigt schließlich das Leichte gegenüber dem Schweren, wenn sie auch in anderer Hinsicht stilzerstörend wirkt. Vgl. L. F. Clauß, Levantisierung, in Zeitschrift für Menschenkunde, 4. Jahrgang Heft 2, wo Bild 134 der hier vorgeführten Reihe vom Gesichtspunkt der Erziehung aus besprochen wird.

drücken. Einiges über solche Verflechtungen und Verschmelzungen zweier oder mehrerer Stile brachten unsere Abschnitte über den vorderasiatischen Erlösungsmenschen und über Stilwechsel im Ausdruck (5. und 9. Abschnitt). Eine eingehende Darstellung dieser verwickelten Möglichkeiten werden wir an anderer Stelle geben.

## 11. Ausdrucksprägung

(Dazu die Bilderreihen 139—142, 143—148, 149—152)

Die Bilder 139—142 zeigen alle ungefähr gleichen Ausdrucksstoff, nämlich eine plötzlich aufwallende Heiterkeit. Aber der Stil, in dem dieser Stoff erscheint, ist nicht auf allen Bildern der gleiche. Auf Bild 139 haben die Ausdrucksbahnen mittelländischen Stil (Darbietungsmensch), auf Bild 140 und 141 ostischen und auf Bild 142 im wesentlichen nordischen Stil. Vergleichen wir Bild 139 mit jedem der drei anderen Bilder, so finden wir gleichen Ausdrucksstoff bei verschiedenem Ausdrucksstile. Vergleichen wir Bild 140 mit Bild 141, so finden wir *gleichen Ausdrucksstoff bei gleichem Ausdrucksstile**).

Die Vergleichung dieser beiden zuletzt betrachteten Bilder 140 und 141 müßte demnach eine völlige Übereinstimmung in allem Typischen ergeben, eine Übereinstimmung, die keine anderen Verschiedenheiten übrig ließe als solche, die das Einzelmenschliche (Individuelle) betreffen. Dennoch lehrt schon eine flüchtige Betrachtung, daß aus dem Antlitz dieser italienischen Frau ostischen Stiles und daneben dem Antlitz dieses Schwarzwaldmädchens ostischen Stiles noch etwas spricht, das die zweite von der ersten nicht nur als Einzelmenschen, sondern auch als Typus unterscheidet. Dieses Typische betrifft aber offenbar nicht das Rassische, nicht den Stiltypus: dieser ist beiden gemeinsam. Wir stoßen hier auf typische Verschiedenheiten, die nicht in dem von uns hier gebrauchten Sinne stiltypisch sind, Verschiedenheiten, die wir bisher noch kaum beachtet haben. Das Mädchen auf Bild 141 läßt sich nämlich bei einiger Vertiefung in ihren Ausdruck als ein deutsches Mädchen, und zwar als ein Kind des alemannischen Stammes erkennen: sie brauchte nicht gerade aus dem badischen Schwarzwald zu stammen, sondern

*) Die Sachlage ist hier etwas vereinfacht worden. Streng genommen, gibt es keine von Mensch zu Mensch *völlig* gleichen Ausdrucksstoffe.



Bild 139: Griechin, mittelländisch. (Vgl. Bild 37—41.)



Bild 140: Italienerin, ostisch.



Bild 141: Schwarzwälderin, ostisch. (Vgl. Bild 85—89.)
Süddeutsche Ausdrucksprägung.



Bild 142: Schwabe, nordisch.

Süddeutsche Ausdrucksprägung.

Bild 139—142: Stil und Prägung im Lachen. Bild 140 und 141 haben gleichen Rassenstil, aber verschiedene Ausdrucksprägung. Bild 141 und 142 haben verschiedenen Rassenstil, aber gleiche Ausdrucksprägung.





Bild 143—145: Mädchen aus Nordfriesland. ostisch(-fälisch); bäuerliche Prägung. Bäuerliche Erziehung in fälischem Sinne hat den fälischen Rasseneinschlag begünstigt.

könnte ebensowohl eine Schweizerin, Elsässerin oder Schwäbin sein, aber etwas typisch Süddeutsches, vielleicht typisch Südwestdeutsches spricht zweifellos aus ihren ostischen Zügen. Nun kann aber diese süddeutsche Stammeseigenart sehr wohl auch aus Zügen anderen Stiles sprechen, z. B. aus den wesentlich nordischen Zügen des Bildes 142: Gesichtsbau, Schnitt der Ausdrucksbahnen, alles wesentlich Stilhafte, Rassenhafte ist im Antlitz dieses Schwaben völlig verschieden vom Antlitz jenes Schwarzwaldmädchens, und dennoch ist auch in seinem Ausdruck etwas Typisches zu finden, was er mit diesem Mädchen gemein hat: eben jene eigentümliche, mit Worten kaum beschreibliche Prägung, die das Wesen des schwäbisch-alemannischen Stammestumes ausdrückt.







Bild 146—148: Mädchen aus Florenz, ostisch(-mittelländisch); städtische Prägung. Städtische Erziehung in mittelländischem Sinne hat den mittelländischen Rasseneinschlag begünstigt.

Die Ausdrucksprägungen, auch die mehrfach geschichteten, dürfen mit Stilmischung nicht verwechselt werden. Seine rassische Stilmischung bringt der einzelne mit auf die Welt, seine Ausdrucksprägung aber empfängt er in der Welt und durch diese: sie ist ein Niederschlag der Geschichte des Einzelmenschen und der Gemeinschaften, denen er angehört. Zwar können gewisse Stilmischungen scheinbar typisch werden für ein bestimmtes Volks- und Stammestum. So erscheint z. B. eine gewisse Verbindung nordischen Leistungsstiles mit der Schwere des Verharrungsmenschen als typisch für den niedersächsischen Stamm (vgl. Bild 23–25). Aber diese Stilverbindung läßt sich doch auch bei ganz unniedersächsischen Menschen treffen, während typische Niedersachsen zu finden sind,



bei denen der niedersächsische Stammesausdruck auf eine ganz andere Stilgrundlage aufgeprägt ist. Damit soll aber nicht behauptet werden, daß jede beliebige Rassenmischung geeignet sei, jede beliebige Ausdrucksprägung zu empfangen.

Zwei Menschen können eine ähnliche oder völlig gleiche Stilmischung darstellen und doch in ihrer Ausdrucksprägung so verschieden sein, daß hinter dieser Verschiedenheit die Ähnlichkeit zurücktritt. Das Wort „Ausdrucksprägung" soll dabei nicht allein im Sinne von Volks- und Stammesprägungen verstanden werden. Ausdrucksprägungen empfängt ein Mensch nicht nur aus seiner Volks- und Stammesgeschichte und -erziehung, sondern auch aus der ihn erziehenden Geschichte anderer Gemeinschaften, denen er angehört, und auch aus seiner einzelmenschlichen Geschichte; ganz allgemein gesagt: aus allem, was ihm zum Schicksal werden kann. Es macht einen Unterschied, ob ein Mensch in der Stube aufwächst und die „Natur" nur an Sonntagen sieht, oder ob er in dauerndem selbstverständlichem Umgang lebt mit der Natur; und solche Unterschiede bestimmen die Prägung des Ausdrucks. So bilden sich z. B. Berufs- und Standestypen heraus, die sich lediglich durch ihre Ausdrucksprägung unterscheiden: eine Berufs- und Standesprägung, die sich mit der Volks- und Stammesprägung verbinden kann und vom Rassenstile noch minder abhängt als diese. Auf Bild 149—152 zeigen wir einen friesischen und einen syrisch-arabischen Bauern. Der eine ist ein typischer Friese, der andere ein typischer Syro-Araber; sie vertreten also sehr verschiedene Stammestypen. Beide aber sind typisch bäuerlich-handwerkerliche Menschen und als solche auf den ersten Blick zu erkennen. Sie haben also eine Ausdrucksprägung gemeinsam, während sie sich in der anderen unterscheiden. Grundverschieden ist der rassische Stoff, in den diese Prägungen hineingebildet sind: der Friese zeigt im wesentlichen den Stil des fälischen Verharrungsmenschen, der Araber stellt eine wüstenländisch-vorderasiatische Stilverbindung dar.

Je reicher und entfalteter die Geschichte einer Seele, desto tiefer kann sie sich in die leibliche Erscheinung prägen. So sind denn in einem Antlitz nicht nur die verschiedensten Arten der Ausdrucksprägung zu scheiden, sondern auch Grade der Geprägtheit. Das rein Stilhafte, Rassentümliche ist manchmal in einem kindlichen Antlitz am eindrucksvollsten, weil es noch wenig von Ausdrucks-




Bild 149/150: Friesischer Bauer, fälischer Verharrungsmensch.

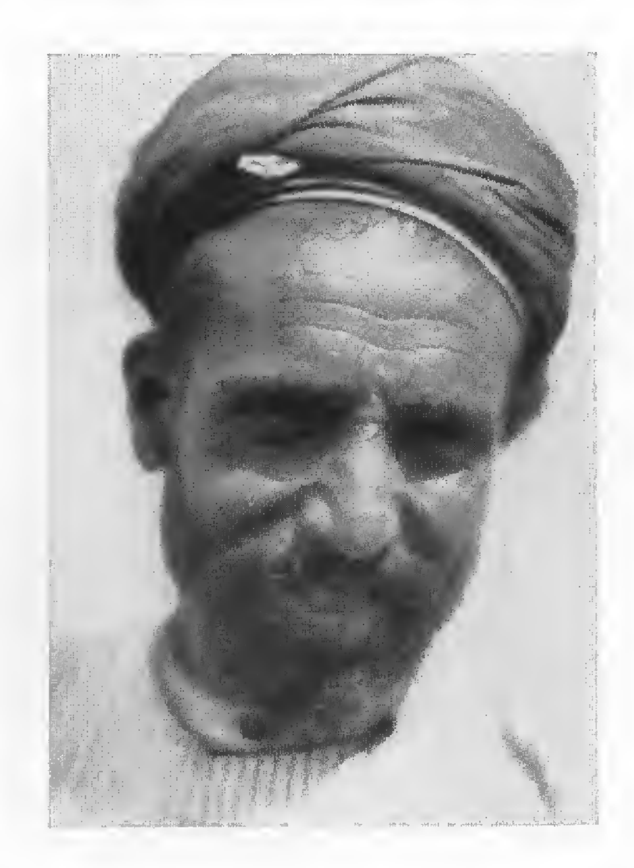



Bild 151/152: Syro-arabischer Bauer, wüstenländisch-vorderasiatisch.

Gleiche Berufs- und Standesprägung bei verschiedenem Rassenstile.

prägung mitbestimmt ist. Ausdrucksprägung kann ja aus einer solchen Erziehung entstehen, die dem Stile der Seele widerstrebt. Dann empfängt das Antlitz eine Prägung, die seinen stilhaften Linien gleichsam zuwiderläuft und sie entstellt. Darum wirken viele Menschen in ihrer Kindheit echter als später, wenn sie „erzogen“, und zwar in einer ihrem Stile fremden Weise erzogen sind: ihr Rassentypus ist dann gleichsam geschändet durch eine Geschichte, die niemals ihre Geschichte hätte werden dürfen. Hier stoßen wir auf eine Gesetzlichkeit der Beziehungen zwischen seelischem Stil und Erziehung, zwischen Rasse und Geschichte, zwischen dem Bau der leiblichen Erscheinung und der Prägung des Ausdrucks, die zu dem Baustil passen kann oder nicht. In jedem rassischen Stile ist zugleich eine geschlossene Mannigfaltigkeit möglicher Ausdrucksprägungen gegeben, die sich ohne Widerspruch ihm fügen können.

## 12. Stilgesetz, Eigenschaft, Anlage

(Dazu die Bilder 153—176)

Das auch von uns mehrfach gebrauchte Wort „Anlage“ schillert gemeinhin in so verschiedenen Bedeutungen, daß es wissenschaftlich nicht ohne weiteres verwendbar ist, wenigstens nicht innerhalb einer Wissenschaft, die ihre Begriffsbildungen überwacht. Im wesentlichen sind es zwei Bedeutungen, die in dem Worte durcheinanderklingen. Man versteht darunter entweder eine Eigenschaft unter dem Gesichtspunkt ihrer Entwicklungsfähigkeit, z. B. eine Begabung zu etwas; oder aber man hatte damit unklar ein Stilgesetz im Auge, das man für eine Eigenschaft hielt und mit Eigenschaften in eine Reihe stellte. An der reinlichen Scheidung beider aber hängt die Möglichkeit einer Rassenpsychologie als Wissenschaft. Nur wenn wir uns darüber klar sind, daß wir mit dem Worte „Anlage“ tiefst Verschiedenes und das Zusammenwirken dieses Verschiedenen umschließen, kann es unschädlich und sogar brauchbar sein. Es kann dann — ähnlich wie beim Gebrauche dieses selben Wortes, wenn wir z. B. von Gartenanlagen und elektrischen Anlagen reden — den Sinn der planvollen Ordnung übernehmen: unter der Anlage eines Menschen verstünden wir dann die Ordnung seiner Eigenschaften und deren sinnvolle Beziehung zum Stilgesetze.

Jede Eigenschaft einer Seele kann ja entwickelt oder auch nicht entwickelt werden; sie kann zu wenig entwickelt, überentwickelt, der Anlage dieser Seele zuwider entwickelt werden. All diese Maßbegriffe gehen von der Setzung einer planvollen Ordnung, eben der Anlage, aus, unter der wir das Wesen einer bestimmten Einzelseele begreifen. Wenn wir sagen, daß dieser oder jener Mensch „verbildet" sei, so meinen wir damit (auch dann, wenn es sich um bloße Wissensbildung handelt), es seien gewisse Eigenschaften in ihm über das Maß seiner Anlage hinaus entwickelt worden, während andere, ihm wesentliche, d. h. solche, die seiner Anlage gemäß hätten entwickelt werden müssen, statt dessen verkümmert sind*). Ein Beispiel: Zwei Menschen seien in gleichem Maße zum Priester begabt, aber in der Seele des einen walte leistungsmenschlicher (nordischer), in der des anderen erlösungsmenschlicher (vorderasiatischer) Stil. Der Inhalt des Glaubens, dem sie dienen, sei bei beiden derselbe, etwa der einer christlichen Kirche. Der nordische Mensch, wenn er nicht in einer seinem Stile allzu fremden Weise zum Priester erzogen und also nicht durch fremden Geist verbildet wird, kann nicht anders als ein „Seelsorger" werden, d. h. einer, der sich um jede der ihm anvertrauten Seelen sorgt, ob sie auf dem in ihrem Innern vorgezeichneten Weg vor ihrem Gotte wandle: vor einem Gotte, der ihr Freund und Gefolgsherr ist und dem sie freie Gefolgschaft leistet unter selbständiger Verantwortung**). Dieser Seelsorger setzt weltverbundene, weltgerichtete, leistende Männer und Frauen voraus, an denen er selbst eine aus seinem Innern sprechende Pflicht zur Leistung ausübt. — Der vorderasiatische Mensch unseres Beispiels wird auf andere Weise Priester sein. Desto mehr wird er Priester sein im Sinne des Erlösungsmenschen, je mehr er sich vom „Fleische", von der Welt der „Sünde", vom weltgerichteten Leben, das er „diesseitiges" Leben nennt, abwendet und durch Exerzitien der Vergeistigung sich in ein jenseitiges Leben hinüberschwingt; und seine Wirkung auf die von ihm verwalteten Seelen wird einer hypnotischen Beeinflussung gleichen, durch die er ein Bewußtsein der Sündigkeit in ihnen weckt oder es ihnen eingibt und pflegt und stei-

*) Vgl. hierzu L. F. Clauß, Erziehung und Artung im Morgenlande, in Zeitschrift für Menschenkunde, 4. Jahrgang, Heft 1.

**) Über das Gefolgschaftsverhältnis des frühgermanischen Menschen nordischer Rasse zu seinem Gotte vgl. S. 39.



Aufn. A. Kester & Co., München

Bild 153: Dom zu Regensburg, gotischer Stil. Zum Begriff „Stil".



Aufn. Österreichische Lichtbildstelle

Bild 154: Stiftskirche zu Melk, Barockstil. Zum Begriff „Stil“.



Aufn. E. Storr, München

Bild 155: Frauenkirche zu München, gotischer Stil. Zum Begriff „Stil".



Aufn. Staatl. Bildstelle, Berlin

Bild 156: Johann-Nepomuk-Kirche zu München, Rokoko-Stil.
Zum Begriff „Stil".

gert, bis der Drang nach Erlösung von innerem Zwiespalt — den ein erlösungsmenschlicher Priester in ihnen voraussetzen muß — ihr ganzes Leben erfüllt. — Gerät aber ein leistungsmenschlich-priesterlich veranlagter Mensch in erlösungsmenschliche Erziehung, so entfaltet er sich anders; und ebenso ein erlösungsmenschlich-priesterlich veranlagter Mensch, wenn er unter nordische Erziehung gerät. In beiden Fällen wirkt die Erziehung der Anlage entgegen, d. h. sie stört die anlagemäßige Beziehung des Stilgesetzes zu den Eigenschaften. Das Ergebnis ist seelische Verbildung.



Bild 157: Deutscher Jungmann aus Bayern, nordisch.

Das Wort „Stil" ist innerhalb unserer Forschung ähnlich zu verstehen wie in der Kunstwissenschaft. So, wie dort zwischen Stilen der künstlerischen Gestaltung — z. B. einem gotischen Stile und einem Barockstile — unterschieden wird, so unterscheiden wir zwischen verschiedenen Stilen des Erlebens und Sich-Verhaltens: zwischen einem leistungsmenschlichen (nordischen) Stile, einem erlösungsmenschlichen (vorderasiatischen) Stile usw.*) Und wie man z. B. in gotischem Stile nicht nur einen Dom bauen kann, sondern auch ein Wohnhaus oder ein Kaufhaus oder einen Brunnen, so kann man in nordischem Stile nicht allein ein Bauer sein, sondern auch ein Kaufmann, ein Beamter, ein Soldat, ein Künstler, Forscher, Priester oder sonst etwas: nicht die Begabung, noch der Beruf macht Stilunterschiede, so wenig wie die Zweckbestimmung eines Gebäudes dessen Stil ausmacht. Der Stil durchgreift, durchwaltet die Seele und ihren Ausdruck: er durchwaltet die Eigenschaften der Seele (z. B. ihre Begabungen) und die Erlebnisse der Seele und wiederum

*) Die von der Kunstwissenschaft untersuchten Stile stehen nicht außer Beziehung zu den von uns hier untersuchten, wenn auch die Dinge nicht so einfach liegen, daß nun etwa der gotische Stil der Kunstgestaltung rein dem nordischen oder der Barockstil rein irgendeinem andern Stile des Erlebens entspräche. Diese Beziehungen wissenschaftlich aufzuklären, erfordert eine eigene stilkritische Untersuchung. — Vgl. die Anmerkung zu S. 90.

den Ausdruck dieser Erlebnisse und den Schauplatz, d. h. den Leib, an dem sie sich ausdrücken. Darum sprachen wir gleichnisweise vom „Baustil" eines Leibes. Der Dom zu Regensburg (Bild 153) hat einen anderen Baustil als die Stiftskirche zu Melk (Bild 154); das Innere der Frauenkirche (Bild 155) hat einen anderen Baustil als das Innere der Johannes-Nepomuk-Kirche (Bild 156). Der Leib einer Buschmannsfrau hat einen anderen Baustil als der einer nordischen Frau (vgl. Bild 161 und 162), und in diesem Baustil gründen andere Ausdrucksmöglichkeiten (anderes Mienenspiel, andere Gebärden) als in jenem.



Bild 158: Deutsches Jungmädchen aus Pommern, nordisch.

Im Giebel des Tempels zu Ägina waren Bogenschützen hellenischer Gestalt aus Marmor (sie stehen jetzt in der Münchner Glyptothek); wir zeigen sie auf Bild 163/164 neben dem Bilde afrikanischer Bogenschützen: diese tun das gleiche wie jene, nur eben in anderem Stile. Selbst die Zweckbewegung des Schießens ist ja notwendig stilbestimmt. Ob einer gut schießt oder schlecht, ob einer zum Schützen geeignet („begabt") ist oder nicht, das ist Sache des Einzelmenschen; in welchem Stile er seine Schießbewegung ausführt, das betrifft den Typus, die Rasse.

Wir brauchen aber nicht bis nach Hellas oder Afrika zu gehen, um Beispiele für die Stilbestimmtheit der Zweckbewegung zu finden: der uns rings umgebende Alltag bietet sie auch. Die Bilder 166—168 zeigen drei deutsche Mädchen beim Haarordnen. Alle drei tun das gleiche, recht verschieden aber ist die Weise, in der die Bewegung ausgeführt wird. Das Mädchen auf Bild 166 — seine Erscheinung ist nordisch(-dinarisch) — bewegt sich leicht und ungezwungen im Raume: der nordische Stil der Gliederbildung fordert lang und schlank gewachsene Arme, deren Bewegung sich frei vom Rumpfe in den Raum hinein entfalten kann, so daß der Raum von dieser Bewegung beherrscht erscheint. Solche nordischen Jungmädchen-



Bild 159: Nordischer Wuchs, männlich.

arme sind es gewohnt, sich leicht und sicher in den Raum zu werfen, wenn der Übermut oder die bloße Freude am eigenen Leibe sie treibt. Das steht in keinerlei Widerspruch zu dem, was wir oben (S. 138) über das An-sich-Halten, das „Schweigen" des nordischen Ausdrucks sagten: die Bewegungsfreude des nordischen Menschen entfaltet sich nicht für den Zuschauer, nicht für die Tribüne im mittelländischen Sinne, sondern sie quillt rein aus sich selbst. Beides ist nordisch: das An-sich-Halten des Ausdrucks in der Gemeinschaft und die Freude am eigenen Leibe und seiner Bewegungsmacht. Das ostische Mädchen auf Bild 167 zeigt nichts von alledem: die Arme bewegen sich unlustig und gezwungen im Raume wie ein Huhn, das fliegt. Vielleicht wirken die engen Ärmel der Tracht ein wenig mit an der Behinderung, vielleicht auch das „Bäurische" in der Erziehung. Bild 168 aber zeigt ein Mädchen, das jenem nordischen Mädchen (Bild 166) standesgleich ist, und seine weiten Ärmel hindern die Bewegung nicht. Dieses Mädchen ist blond, es hat außer ostischen auch fälische (verharrungsmenschliche) Züge, und beiderlei Stil wirkt einer leichten, raumfreudigen Bewegung entgegen.

Für die Psychologie der Rasse ist, so sagten wir schon, keine Scheidung wichtiger als die zwischen den Stilgesetzen und den von ihnen durchwalteten Eigenschaften (z. B. den Begabungen). Keine Verwechslung ist verhängnisvoller geworden für die Erkenntnis seelischer Rasseneigenheiten als diese für selbstverständlich genommene Voraussetzung der Anthropologen, das Rassentümliche sei in den „seelischen Merkmalen" oder „seelischen Eigenschaften" und ihrer Summierung zu finden. Die Merkmalsforschung, die das Einzelne aufsucht statt das im Ganzen waltende Gesetz zu schauen, mag



Mit Erl. d. Verl. d. Schönheit

Bild 160: Nordischer Wuchs, weiblich.

methodisch berechtigt sein innerhalb der Anthropometrie als eines naturkundlichen Sondergebietes; auf psychologischem Gebiete ist sie ein methodischer Widersinn und mußte deshalb bei jedem Schritt versagen. Darum dürfen wir nicht müde werden, zu betonen: die Unterschiede der Rassen sind Unterschiede des Stiles, nicht der Eigenschaften. Man kann gut und schlecht, edel und gemein, zart und roh, gescheit und dumm, begabt zum Staatsmann, zum Kaufmann, zum Priester, zum Tonkünstler sein auf nordisch, auf mittelländisch, auf vorderasiatisch usw.: nicht der Besitz dieser oder jener Eigenschaft, nicht der Besitz oder Grad dieser oder jener Begabung macht das rassische Wesen einer Seele aus, sondern der Stil, der sich in diesen Eigenschaften und Begabungen auswirkt, falls sie im einzelnen Individuum vorhanden sind. Kein noch so ausführlicher Katalog von seelischen Eigenschaften, keine Begabungsstatistik über diese oder jene Bevölkerungen wird jemals eine wesentliche Erkenntnis rassischer Verschiedenheiten fördern, so aufschlußreich eine solche Statistik in anderer Hinsicht sein mag.

Der Wahn, das Rassenseelische liege im Vorhandensein und im Maße gewisser Begabungen, bringt noch einen anderen Schaden



Mit Erl. d. Afrika-Archivs

Bild 161: Buschmannsfrau. Zum Begriff „Stil".

als den des wissenschaftlichen Irrtums. Das Wort „Rasse" bezeichnet ja der Naturkunde, wie wir sahen, nicht eine Gestalt-Idee, einen Stiltypus, sondern Gruppen gleichartiger und gleicherbiger Individuen, und bei der Feststellung der Gleichartigkeit werden zunächst nur die „körperlichen Merkmale" berücksichtigt. Nachdem diese den verschiedenen Rassen zugemessen sind, werden die Träger dieser körperlichen Merkmale nun in möglichst großer Zahl auf ihre Begabung untersucht: die Begabungen werden mit Hilfe teils mechanischer Verfahren, teils von Schulzeugnissen „gemessen" und der Durchschnitt für jede Rasse statistisch errechnet oder abgeschätzt, wonach dann jede Rasse selbst eine Art Schulzeugnis erhält. Die Rassen werden untereinander auf das Maß ihrer durchschnittlichen Begabung verglichen und in eine Rangordnung gewiesen: die



Bild 162: Italienerin, nordisch. Im Baustil dieses Leibes gründen andere Bewegungsmöglichkeiten als im leiblichen Stile anderer Rassen; vgl. z. B. das nebenstehende Bild (161).





Bild 163/164: Bogenschützen vom Tempel zu Ägina.
(Mit Erl. d. Glyptothek München)



(Aus Behn, Haizuru, Georg Müller Verlag, München)

Bild 165: Afrikanische Bogenschützen. Zum Begriff „Stil".

eine Rasse sei begabter, die andere minder begabt. Fragt man, als wozu denn begabt eine Rasse betrachtet werden soll — denn begabt schlechthin kann sie doch wohl nicht sein, sondern nur begabt zu diesem oder jenem —, so lautet die Antwort: als begabt „zur Kultur". Sollte es wirklich selbst guten Köpfen entgangen sein, daß es nicht nur eine Kultur gibt, sondern deren viele, die sich bis auf den Grund hinab voneinander unterscheiden, weil jede von ihnen einer anderen Seelenart entstammt, von einem anderen rassischen Stilgesetze (oder dem Zusammenwirken mehrerer Stilgesetze) durchherrscht ist? Der Verdacht liegt nahe, daß jene Gelehrten, welche die Begabungen der einzelnen Rassen gegeneinander abwägen und messen, sich dabei einer bestimmten Kultur bedienen, die damit den anderen Kulturen vorangestellt und zur Kultur überhaupt, zur Normalkultur und zum überartlichen Wertmaßstab erhoben wird: geistig begabt ist, wer begabt ist zu dieser Kultur. Wir schauen denn also näher zu, wie diese Kultur wohl aussehe, und siehe da: gemeint ist eine Kultur des Ausgriffs und der Leistung, eine Kultur, die in eine Objektwelt, eine Welt im Gegenüber, hineingewirkt ist, also jene Kultur, die der nordischen Seele entstammt. Als Ergebnis der Begabungsmessungen muß dann herauskommen, daß die nordische Rasse von allen die begabteste sei; die anderen seien mehr oder minder begabt oder vielmehr unbegabt zu dieser (nordischen) Kultur. Daß aber die nordische Rasse zu ihrer eigenen Kultur die begabteste ist, das versteht sich wohl so sehr von selbst wie die Wahrheit, daß jeder Mensch von allen Sprachen am besten



Bild 166: Mädchen beim Haarordnen, siehe S. 165 f.



Bild 167: Mädchen (dieselbe wie auf Bild 85—89) beim Haarordnen, siehe Seite 166.

seine eigene spricht. Es hätte zu dieser Feststellung nicht so vieler Versuche, nicht so vieler statistischer Einzeltatsachen und so viel gelehrten Scharfsinns bedurft, wie er von einigen Forschern aufgewandt worden ist. Immerhin hätten sie, wenn sie objektiv wissenschaftlich dachten, das gleiche Experiment dann auch mit den Maßstäben der anderen Kulturen anstellen müssen. Sie wären zu dem Ergebnis gekommen, daß z. B. zu einer Kultur aus dem Geiste der mittelländischen Rasse, einer Darbietungskultur, die mittelländische Rasse die begabteste sei, zu einer Kultur aus dem Geiste der vorderasiatischen Rasse, einer Erlösungskultur, die vorderasiatische Rasse usw.*)

Auch die Eigenschaften eines Menschen spiegeln sich in seinem Antlitz, d. h. sie drücken sich aus. Ganz ebenso aber, wie keine Eigenschaft der Seele sich betätigen kann außer in einem bestimmten rassischen Stile, so kann auch keine Eigenschaft der Seele sich ausdrücken außer in einem bestimmten Stile. Auf den



Bild 168: Mädchen beim Haarordnen, siehe Seite 166.

*) Dieses Experiment freilich setzt schon eine ausgebildete Psychologie der Rasse voraus, die vom Boden der Anthropometrie aus eben nicht geschaffen werden kann. Vgl. den 7. Abschnitt: Die mimische Methode.





Bild 169/170: Dänischer Fischer, nordisch. Die Eigenschaft „Verschlagenheit" in nordischem Stile.





Bild 171/172: Araber (Jamani), vorderasiatisch(-negerisch). Die Eigenschaft „Verschlagenheit" in vorderasiatischem Stile.

Bild 169—174: Stilgesetz und Eigenschaft. Nicht in einzelnen Eigenschaften gründet das Rassische, sondern im Stile der Seele und ihres Leibes.





Bild 173/174: Araber (Jamani), wüstenländisch.
Die Eigenschaft „Verschlagenheit“ in wüstenländischem Stile.



Aufn. Dtsch. Kunstverlag

Bild 175: Das Straßburger Münster, 142 m hoch.

Bildern 169—174 sind drei verschiedene Menschen abgebildet, und allen ist gemeinsam eine Eigenschaft, die wir als schelmische Verschlagenheit bezeichnen. Wie verschieden aber ist jeweils der Stil, in dem diese Eigenschaft sich ausdrückt! Der erste ist ein dänischer



Aus Kleppisch, Die Cheops-Pyramide (Verl. R. Oldenbourg, München)

Bild 176: Die Cheops-Pyramide, 146 m hoch. Vgl. mit Bild 175: fast gleiches Maß der Höhe, aber verschiedene Weise des Hochseins.

Fischer von Seeland. Verfasser lag damals mit einem kleinen Segelschiffe, auf dem er studienhalber seemännischen Dienst tat, unter der Küste von Seeland vor Anker, weil gegen den Sturm, die schweren Seen und die Strömung nicht mehr aufzukommen war. Ein Fischerkutter legte sich aus dem gleichen Grunde daneben. Bei uns waren die frischen Lebensmittel knapp, der Kutter aber hatte vermutlich Flundern. Als es stiller wurde, machte ich das Beiboot los, legte drüben an und ging an Bord: wohl, Flundern waren da, aber der Fischer verlangte dafür, als er unsre Notlage witterte, ein Mehrfaches von dem, was sie auf dem Markt in Kopenhagen galten. Ich sagte: „Wohl, ich kenne den Marktpreis, aber ich zahle, was du verlangst. Mir macht das Zahlen Spaß. Und euer Kutter gefällt mir. Ich werde euch photographieren." Da ging der Fischer mit

dem Preis schon um die Hälfte herunter. Während dieses Gespräches aber wurden unsre Aufnahmen (Bild 169/70) gemacht.

Die Bekanntschaft mit den beiden Arabern (Bild 171—174) war nicht weniger flüchtig als die mit dem dänischen Fischer, doch reichte sie aus, um jene Eigenschaft sich entfalten zu lassen, auf deren bildliche Erfassung es hier ankommt. Ich begegnete ihnen abseits von der Straße. Der Gesprächsstoff war eine Sure des Korans. Der Ausdruck hier wie dort: Verschlagenheit von Schelmen, die nicht genau wissen, worauf ihr Gesprächsgegner hinauswill, und sich deshalb in ein verlegenes Lächeln verstecken. Doch der Ausdruck der Verschlagenheit setzt sich durch auf allen Bildern dieser Reihe, denn sie ist innerhalb der Anlage jedes dieser drei Einzelmenschen die beherrschende Eigenschaft. Der Däne ist ein verschlagener Schelm in nordischem Stile, der jüngere von den beiden Arabern ist verschlagen in wüstenländischem Stile, der ältere in vorderasiatischem Stile. (Bei diesem spricht freilich auch ein negerischer und ein wüstenländischer Stileinschlag mit.)

Das Verhältnis von Stil und Eigenschaft beleuchte folgender Vergleich. Ein gotischer Dom und eine ägyptische Pyramide, sie beide mögen gleiches Maß der Höhe haben (sie messen vielleicht beide gegen 150 Meter), so hat doch jedes von ihnen eine andere Weise, hoch zu sein, d. h. sie haben verschiedenen Stil der Höhe. (Vgl. Bild 175 und 176.) Ein nordischer Wiking und ein Wüstenbeduine, sie mögen beide gleiches Maß des Mutes haben, so hat doch jeder eine völlig andere Weise, mutig zu sein, d. h. sie haben verschiedenen Stil des Mutes*). Nicht in dem Maße der Eigenschaft „Mut", sondern in dem Stile dieses Mutes wirkt das rassische Gesetz. Und ebenso: ein nordischer Spitzbube und ein wüstenländischer Spitzbube und ein vorderasiatischer Spitzbube, sie mögen alle gleiches Maß der Verschlagenheit haben, so hat doch jeder eine völlig andere Weise, verschlagen zu sein — wie unsere Bilder zeigen.

Wenn wir einen Menschen als „Spitzbuben" bezeichnen, einen anderen etwa als „Schulmeister" (im schlechten Nebensinne des Wortes), einen dritten als einen „echten Edelmann", so denken wir ihm damit eine gewisse Ordnung seiner Eigenschaften ein, von denen eine oder auch eine Gruppe von mehreren Eigenschaften die übrigen beherrscht. Beim Spitzbuben ist es die Verschlagenheit,

*) Vgl. S. 72 (über wüstenländischen Stil des Mutes).

beim Schulmeister die Pedanterie und das Besserwissen, beim Edelmann ein herrentümlicher Takt, was wir als die jeweils bestimmenden unter den Eigenschaften auffassen. Diese tatsächliche Ordnung von beherrschenden und beherrschten Eigenschaften eines Einzelmenschen kann nun gleich der in seiner Seele ursprünglich angelegten Ordnung sein, also das, was wir als die Anlage, genauer: die Anlage der Eigenschaften, bezeichneten. Es kann aber auch anders sein. Bei Betrachtung eines hochanständigen und hochgeachteten Staatsbeamten entfuhr dem Verfasser einmal das Wort: „An dem ist eigentlich ein Schweinehund verloren gegangen." Und wirklich stellte sich heraus, daß jener hochanständige Bürger nur kraft eiserner Erziehung und Selbsterziehung das war, wofür er galt: oben herrschte Pflichttreue und Verantwortungsgefühl, in der Tiefe aber verblieben — unterdrückt, ihrer natürlichen Herrschaft beraubt — jene Eigenschaften, die kraft der Anlage dieses Menschen in ihm eigentlich zur Herrschaft bestimmt waren. Dieser Mann also hatte nicht seine Anlage verwirklicht, sondern — in seinem von ihm selbst überwachten Erleben wenigstens — ein ihm von außen her gesetztes Vorbild, das seiner Anlage fremd war. Er war „etwas geworden" durch Störung seiner Anlage. Auf dieser Möglichkeit, eine Anlage ihrem eigenen Sinne gemäß zu entwickeln oder aber sie — durch Umordnung und Gewichtsverlegung — zu stören, beruht alle Erziehung. Wir haben also bei jedem vollentwickelten Menschen zu fragen, ob er das, was er ist, kraft Anlage ist oder nur durch Erziehung.

Eigenschaften der Seele, so erkannten wir, können nicht anders da sein als durchwaltet, durchgriffen von einem artlichen Stile. Jedes Stilgesetz aber begünstigt, seinem Sinne nach, gewisse Anlagen von Eigenschaften, und zwar so, daß gewisse Eigenschaften, wenn sie in einer Seele vom Stiltypus A auftreten, dort eher zur herrschenden Eigenschaft innerhalb einer einzelmenschlichen Anlage bestimmt sein können als in einer Seele vom Stiltypus B, usw. Die eingehende Darlegung dieser verwickelten Beziehungen zwischen Stilgesetz, Anlage von Eigenschaften und Weckung oder Nichtweckung dieser Eigenschaften durch Erziehung — der Beziehungen also zwischen innerem und äußerem Schicksal — findet sich in meinem Buche „Rasse und Charakter" (I. Teil: „Das lebendige Antlitz", Frankfurt a. M. 1936).

# Erläuterungen und Zusätze

Zu S. 10: Ziel, den nordischen Menschen frei von fremdem Vorbild, den Fremden frei von nordischem Vorbilde zu machen: vgl. hierzu Walter Groß, Arzt und Judenfrage in Ziel und Weg (Ztschr. d. nationalsoz. Ärztebundes), 3. Jg., H. 8:

„Wir müssen uns also, wollen wir auch die Gestaltung der menschlichen Welt in Einklang mit den Gesetzen der Schöpfung halten, vor jedem Eingriff in die Lebensstruktur fremder Rassen hüten. Deshalb hat der Nationalsozialismus auch die gewaltsame Zivilisierung außereuropäischer fremdrassiger Völker, die der liberale und angeblich so tolerante Mensch als schönen Fortschritt pries, von jeher mit anderen Augen angesehen. Was aber nach unserer einzig richtigen Auffassung dem Neger, dem Mongolen und dem Eskimo recht ist — daß er nämlich seine Welt nach den Gesetzen seines Blutes gestalten darf — das ist dem deutschen Menschen ebenfalls billig. Auch wir beanspruchen das Wachsendürfen nach dem Gesetz unserer Bluts, und wenn wir uns gegen fremden Zwang und Verfälschung der eigenen Geistesart durch Fremde heute erbittert auflehnen, so tun wir das nicht nur aus Notwehr für uns selbst, sondern zugleich im Dienste eines großen befreienden Gedankens, der alle Völker von den Folgen eines liberalistischen Irrwahns erretten soll."

Zu S. 31: atlantische (= fälische) Rasse: die Bezeichnung „atlantisch" wird von F. Lenz gebraucht.

Zu S. 41: germanisches Freisassentum: vgl. G. Neckel, Altgermanische Kultur. Lpz. 1925; R. W. Darré, Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse, 2. Aufl., Mü. 1933. Bei beiden Forschern wird ein Bauerntum gezeichnet, von dem „Herrentum" und „kriegerischer Geist" nicht abzutrennen sind.

Zu S. 43: Verhältnis der fälischen zur nordischen Rasse: vgl. L. F. Clauß, Die germanische Seele. Ein psycho-anthropologischer Streifzug. Im Bericht über den XIII. Kongreß d. Deutschen Ges. f. Psychologie, Jena 1934. Erweitert unter d. Titel Der germanische Mensch i. d. Ztschr. „Rasse", 1. Jg., H. 1. Lpz. 1934. Ferner F. Lenz in Menschliche Erblichkeitslehre (Baur-Fischer-Lenz), 3. Aufl. Mü. 1927. Dort findet sich die erste Vermutung, daß in der frühgermanischen Sage sich Erinnerungen an Kämpfe beider Rassen spiegeln.

Zu S. 53: Damendienst. Wir sehen hier „Rittertum" nur von seiner höfischen Seite, und zwar vom Damendienste aus. Was Rittertum geschichtlich sonst bedeutet, bleibt hier außer Betracht. Vgl. V. Vedel, Mittelalterliche Kulturideale. Aus Natur und Geisteswelt 292, Lpz. 1910.

Zu S. 56: orientalide (= wüstenländische) Rasse: vgl. E. Frh. v. Eickstedt, Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit, Stuttgart 1933. S. 147 wird die „orientalide" Rasse als „zentrale Gruppe" in den großen „mediterranen Zweig der Europiden" eingeordnet.

Zu S. 76: das „Lasten" des vorderasiatischen Menschen. Inwieweit jedes, auch abendländisches, nordisch bestimmtes Dasein als „geworfenes" „Lastcharakter" trägt, hierüber vgl. M. Heidegger, Sein und Zeit, Halle 1931; ferner O. Becker, Von der Hinfälligkeit des Schönen und der Abenteuerlichkeit des Künstlers, in Festschrift Husserl, Halle 1929. Hier wird gezeigt, wie jener Lastcharakter behoben werden kann da, wo das Schicksal des Künstlers mit seiner „freien Gunst der Natur" beginnt. Die Teilhabe an solchem Schicksal und seiner Gunst scheint der vorderasiatischen Menschenart nicht vergönnt zu sein.

Zu S. 76: alarodische (= vorderasiatische) Rasse: die Bezeichnung „alarodisch" wird von E. Banse in seinen Werken zur Geographie der Landschaft gebraucht.

Zu S. 86: paulinische Züge des Christentumes: vgl. W. Erbt, Der Anfänger unseres Glaubens. Eine Untersuchung der Überlieferung der Evangelien. Lpz. 1930. Darin werden nicht nur die erlösungsmenschlichen und offenbarungsmenschlichen Quellen der christlichen Überlieferung aufgewiesen, sondern auch nordische Züge innerhalb des Christentums auf ihre Quelle zurückgeführt. Vgl. hierzu A. Rosenberg über „Christos und Paulus": Der Mythus des 20. Jahrhunderts S. 74 ff.

Zu S. 115: Atomisierende Methode in naturkundlicher Rassenlehre: Unsere hier vertretene Auffassung der naturkundlichen Methode betrifft selbstverständlich nur die noch heute in der Rassenkunde vielfach übliche atomisierende Methode des 19. Jahrhunderts, die heute von ernsthaften Naturforschern, insbesondere Physikern und Biologen, auf ihrem eigenen Gebiete bereits überwunden ist. Die Entwicklung der Naturwissenschaft führt immer deutlicher fort von der mechanistischen und materialistischen Welterklärung. Sie sucht nach einer besonderen Art von Gestaltgesetzen und, in engem Zusammenhange hiermit, erstrebt sie tiefere Besinnung auf die eigenen erkenntnistheoretischen Grund-

lagen. Es ist bezeichnend, daß gerade die Physik, die den Ruhm der „Exaktheit" stets in besonderem Maße für sich in Anspruch nahm, durch Plancks Quantentheorie in solch eine umstürzende Entwicklung hineingeführt wurde, während neu erschlossene Gebiete wie die naturwissenschaftliche Rassenkunde (Rassenkörperkunde) noch wenig von dieser Entwicklung erfaßt worden sind. Vgl. B. Bavink, Die Naturwissenschaft auf dem Wege zur Religion, Frkf. 1933; ferner L. F. Clauß, Rassenseelenforschung im täglichen Leben, Berlin 1934.

Zu S. 117: 166: Wirklichkeitsnähe der Forschung, seelisch-leibliche Ganzheit statt körperlicher und geistiger Einzelmerkmale. In dem Streben nach Wirklichkeitsnähe und Ganzheitsbetrachtung stimmen heute Forscher der verschiedensten Gebiete überein. Vgl. F. Kruegers Seelenforschung: Das Wesen der Gefühle, Lpz. 1929; Der Strukturbegriff in der Psychologie, Jena 1931. Ludwig Klages' Ausdrucksforschung: Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft, 3. u. 4. Aufl., Lpz. 1923; dazu H. Prinzhorn, Leib-Seele-Einheit, Potsdam u. Zürich 1927. C. G. Jungs Typenforschung: Das Unbewußte im normalen und kranken Seelenleben, Zürich 1929; dazu G. R. Heyer, Der Organismus der Seele, Mü. 1932. J. v. Uexkülls biologisch-vitalistische Forschungen: Umwelt und Innenwelt der Tiere, 2. Aufl., Bln. 1921; Die Lebenslehre, Potsdam u. Zürich 1930.

Zu S. 123: Unsere Wissenschaft ist voraussetzungslos nur in dem an dieser Stelle ausgeführten Sinne, nicht in dem Sinne „allgemein-menschlicher" Verbindlichkeit, wie sie eine gewisse „internationale" Wissenschaft für sich behauptet. Vielmehr ist voraussetzungslos für uns gleichbedeutend mit vorurteilslos. Dabei sind wir uns durchaus bewußt, daß unsere Seelenforschung nur ein Stück abendländischer Wissenschaft ist und als solche auf leistungsmenschlichen Voraussetzungen ruht. Eine dieser Voraussetzungen ist z. B.: der zu erforschenden Seele gegenüberzutreten. Da aber ein Weg gesucht werden muß, sie in ihrer vollen Wirklichkeit zu begreifen, gilt als zweite unerläßliche Voraussetzung: sich selbst ins Auge zu schauen ebenso sachlich aus dem gleichen Abstande wie jedem fremden Anderen. Daraus folgt in unserem besonderen Falle der Erforschung fremdartigen Seelenlebens: für die Dauer des Mitlebens von sich selbst absehen können. Auf diesen vielleicht nur nordisch möglichen Abstand von sich selbst um der wissenschaftlichen Wahrheit willen besinnt sich heute die deutsche Psychologie von neuem.

Zu S. 134: Kulturgestaltung als Ausdruck. Aus dieser Auffassung wächst auch das neue Geschichtsbild A. Rosenbergs hervor (Der Mythus des 20. Jahrhunderts) sowie W. Erbts Weltgeschichte auf rassischer Grundlage, 2. Auflage, Lpz. 1934. Vgl. auch E. Rothackers Handbuch der Philosophie: Geschichtsphilosophie, Mü. u. Bln. 1934. Einzelgebiete, z. B. Sprachgestaltung als Ausdruck: K. Voßler, Geist und Kultur in der Sprache, Heidelberg 1925; H. Ammann, Die menschliche Rede, Lahr 1925. Gesellschafts- und Staatsgestaltung als Ausdruck: Die Gesellschaftslehren von H. Freyer und F. Tönnies, die kultursoziologischen Forschungen Alfred Webers; W. Sombarts Untersuchungen der kapitalistischen Gesellschafts- und Wirtschaftsform; ferner Kurt Hildebrandt, Staat und Rasse, Breslau 1928; H. F. K. Günther, Volk und Staat in ihrer Stellung zu Vererbung und Auslese, Mü. 1933; F. W. zur Lippe, Angewandte Rassenseelenkunde, Lpz. 1931; vgl. auch O. Reches neuere anthropologische Arbeiten. Kunstgestaltung als Ausdruck: H. Wölfflins und J. Strygowskys Stilforschungen; ferner P. Schultze-Naumburg, Die Kunst der Deutschen, Stuttgart-Bln. 1934; Richard Bie und Alfred Mühr, Die Kulturwaffen des neuen Reiches, Jena 1933; K. Eichenauer, Musik und Rasse, Mü. 1932; Ztschr. „Das Bild". Glaubensgestaltung als Ausdruck, z. B.: Die neuere germanische Geschichts- und Religionsforschung von G. Neckel, B. Kummer und W. Teudt; J. W. Hauers Schriften zum geistigen und religiösen Durchbruch der deutschen Revolution; Hermann Schwarz, Christentum, Nationalsozialismus und Deutsche Glaubensbewegung, Bln. 1934; A. Wesselsky, Die germanische Kulturtragödie und Deutschlands Erwachen, Wien 1933; Broder Christiansen, Der neue Gott, Mü. 1934.

Zu S. 159: Der „Seelsorger": vgl. M. Thust, Sören Kierkegaard. Der Dichter des Religiösen. Mü. 1931.

Zu S. 164: Erziehung auf Grund der Seelen- und Rassenkunde: W. Groß, Rassenpolitische Erziehung, Bln. 1934. E. Krieck, Nationalpolitische Erziehung, Lpz. 1933. Die Schriften Fr. Bergers zur völkischen Bildung, Ed. Sprangers und Fr. Künkels zur Charakterbildung, Arthur Hoffmanns zur Schulbildung (seine Arbeitshefte i. Vlg. K. Stenger-Erfurt, ebenda seine Vorschule der Rassenkunde, in Gemeinschaft mit L. F. Clauß, 1934). Vgl. auch F. Solgers „Heimatgedanke" gegenüber dem „Lerngedanken" (Ztschr. „Die völkische

Schule") und Cl. H. Tietjen, Erziehung zum deutschen Menschen, Lpz. 1933.

Zu S. 170 f.: Verschiedenheit der seelischen Art (Rasse) bedeutet wohl eine Verschiedenheit der Werte, die durch die eine und die andere Rasse verwirklicht werden; es bedeutet eine Verschiedenheit der Wertart, nicht der Werthöhe. Die Rasse A verwirklicht ihrem Wesensgesetze nach andere Werte als die Rasse B, womit nicht gesagt ist, daß diese anderen Werte höhere oder geringere Werte seien. — Diese Einsicht, die von mir seit mehr als zwölf Jahren vorgetragen wird, hat mir zahlreiche Verunglimpfungen und Verleumdungen von seiten fanatischer Anhänger des Glaubens an den Alleinwert der nordischen Rasse gebracht, wennschon ich mich der Zustimmung jener Männer und Frauen erfreute, die mit mir führend den Nordischen Gedanken verfochten. Mehr und mehr setzte sie sich auch bei politisch mitbestimmten Gelehrten durch. Vgl. z. B. W. Groß, Arzt und Judenfrage. Ziel und Weg (Ztschr. d. nationalsoz. dtsch. Ärztebundes), 3. Jg., H. 8; W. Hildebrandt, Rassen und Rassenmischungen im deutschen Volk und ihre Bedeutung für den Arzt. Ebendort, 3. Jg., H. 9. Heute ist sie die maßgebend vertretene Auffassung der Führer des Staates. Die Bevorzugung des Nordischen beim Neubau der deutschen Volksgemeinschaft entspringt der Einsicht, daß die nordischen Werte zwar nicht schlechthin und überall, wohl aber für uns — d. h. für ein bestimmtes, geschichtlich gegebenes Volkstum, nämlich das deutsche — maßgebend sein und bleiben müssen, weil ohne sie diese Gemeinschaft gerinnen müßte. Vgl. m. Buch „Die nordische Seele", Abschn. I: Verstehen und Nichtverstehen.

# Stichwörter- und Namenverzeichnis

Von Ludwig Ferdinand Clauß sind ferner erschienen:

**Die nordische Seele.** Eine Einführung in die Rassenseelenkunde. Mit 40 Kunstdrucktafeln nach eigenen Aufnahmen des Verfassers. 7., durchgesehene und erweiterte Aufl. 31. bis 36. Tausend, München 1939, J. F. Lehmanns Verlag.

**Als Beduine unter Beduinen.** Mit 26 Bildern nach eigenen Aufnahmen des Verfassers und einem Titelbild. 2. Aufl., Freiburg i. Br. 1934, Herder & Co., Verlagsbuchhandlung. (Sammlung Fremdland-Fremdvolk.)

**Rasse und Charakter.** 1. Teil: Das lebendige Antlitz. Mit 55 Bildern in Kunstdruck nach eigenen Aufnahmen des Verfassers. Frankfurt a. M. 1936. Verlag M. Diesterweg.

**Semiten der Wüste unter sich.** Miterlebnisse eines Rassenforschers. Mit 36 Kunstdrucktafeln nach eigenen Aufnahmen des Verfassers. Berlin 1937, Büchergilde Gutenberg.



Halligfriesin. „Germanisch“: nordisch-fälisch (Aus Clauß, Nordische Seele)

Ludw. Ferd. Clauß: Rasse und Seele

LUDWIG FERDINAND CLAUSS

# Semiten der Wüste unter sich

Mit 36 Kunstdrucktafeln

Professor L. F. Clauß legt uns mit diesem neuen Buch einen packend geschriebenen Erlebnisbericht aus dem Gebiet der transjordanischen Stämme vor. Er betrachtet die Menschen und ihr Leben vom Standpunkt des Rassenforschers und gibt uns hier in Wort und Bild einen tiefen Einblick in die fast allen Europäern fremden und verschlossenen Sitten und Gebräuche, in die Politik jener Stämme, die heute in die Wirren in Palästina verwickelt sind, und schildert uns das Leben und Treiben jener Menschen, von denen wir uns meist falsche Vorstellungen machen. Ohne daß es die Zeltbewohner merkten, gelang es ihm, diese zu photographieren, so daß er dem Buch Lichtbilder von ganz ungewöhnlicher Bedeutung beigeben konnte. Gerade der Zusammenklang von Reisebericht und wissenschaftlicher Erkenntnis gibt dem Buch eine besondere Note.

## Deutsche Vorzeit - Deutsche Gegenwart

CURT BIGING

Dieses überaus aktuelle Buch zeigt uns viel Neues aus der mythologischen Vorgeschichte Deutschlands. Es spricht von Göttern, von dem Glauben und Kult, von Sitten und Gebräuchen im Leben des nordischen Menschen früher und heute. Es wird der deutsche Mensch der Vorzeit im Krieg und Frieden geschildert. Einige der gröbsten Geschichtslügen, zum Beispiel die Bekehrung der Sachsen durch Karl den Großen, werden mit unbarmherzigen Hammerschlägen zertrümmert. Ein reichbebildertes Buch, das jeder lesen sollte, der sich für die segensreiche Kraft, die aus der Vergangenheit unserem Volke zuströmt, interessiert.

## Deutsche Kunst im Wandel der Zeiten

WILHELM MÜSELER

Wilhelm Müseler führt den Leser in volkstümlicher, aber zugleich fesselnder Weise in das Wesen deutscher Kunst ein und erklärt in kurzen Abschnitten die einzelnen Stilarten der deutschen Kunst. In dem großen Bilderteil des Werkes (321 Abb.) gibt er durch Vergleichung einzelner Bilder, Plastiken, Architekturen usw. dem Leser die Möglichkeit, die Stilunterschiede kennenzulernen und zugleich einen Überblick über die herrlichen Leistungen deutscher Kunst und Kultur zu gewinnen.

## Mein Deutschland

EIN BILDWERK

Mit seinen 128 auf bestem Papier gedruckten Photos gibt dieses Werk einen umfassenden Einblick in die seelische Struktur unseres Vaterlandes. Der deutsche Mensch aus allen Gauen ist vertreten, wir erleben ihn in seiner Arbeit, in seinen täglichen Freuden und Sorgen. Die deutsche Landschaft ergießt über uns den ganzen Reichtum ihrer Schönheit. Das Wesen der großen Städte und der kleinen Dörfer, die Bauwerke unserer Zeit, die gewaltigen Straßen, die in die Ferne führen, alles klingt hier zusammen und schenkt uns das Bild unserer Heimat!

Ludw. Ferd. Clauß: Rasse und Seele